

Münchner Feuilleton

KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE

NOVEMBER · NR. 68 · 4.11.–8.12.2017 · www.muenchner-feuilleton.de

Rettet das Lesen

Es wird viel geschrieben
und wenig gelesen.
Ein Kulturkampf
mit mehreren
Akteuren.

GISELA FICHTL

Der Buchbranche brechen die Leser weg. Eine Statistik des Börsenvereins zeigt, dass die Gruppe der Nicht- und Seltenleser kontinuierlich steigt. Passend dazu gibt es immer weniger neue Bücher: Die Rekordwerte von 96 000 Neuerscheinungen in den Jahren 2007 und 2011 werden nicht mehr erreicht, die Zahl geht stetig zurück. Das ist gefühlt längst überfällig, allerdings bleibt zu fürchten, dass die falschen Bücher auf der Strecke bleiben. Was tun gegen die Misere? Felicitas von Lovenberg, ehemalige Literaturkritikerin und aktuelle Piper-Chefin, hat in einem Interview im Handelsblatt (9.10.2017) gewarnt, Literaturpreise für schwer zugängliche Bücher würden den Lesern das Lesen verleiden, ebenso die Buchkritik, die sich vor allem dem intellektuell Sperrigen widme und nicht zuletzt deshalb kaum mehr rezipiert würde. Martin Elbels Einleitung zu einer positiven Kritik von Elena Ferrantes drittem Band ihrer »neapolitanischen Saga« (SZ.de 12.9.2017) gibt ihr recht: »Die Qualität einer Ware bemisst sich danach, wie gut sie sich verkauft. Dieser Hauptsatz des Kapitalismus gilt in der Literatur nicht. Eine besonders gesinnungsstarke Fraktion der Literaturkritik geht so weit, nur seiner Umkehrung Gültigkeit zu bescheinigen. Was die Masse goutiert, könne nichts taugen; die Qualität eines literarischen Werks erweise sich vielmehr in seiner Schwierigkeit, Unzugänglichkeit, Exklusivität.« In der Tat ist die Unterscheidung zwischen unterhaltender und sogenannter »hoher« Lite-

ratur, der Generalverdacht des Seichten gegen unterhaltsame Bücher noch immer eine deutsche Kritikertugend und eher Ausdruck mangelnden kritischen Bewusstseins. Der andere Sündenfall freilich liegt auch nahe: Die Anpassung an das vermeintlich niedrige Niveau der Rezipienten. Wie viele Verlage und Fernsehsender sind diesen Weg schon gegangen? Hat es geholfen? Oder hat sich nicht vielmehr das Niveau des Publikums dem real niedrigen Niveau der jeweiligen Medien angepasst? Und: Wie soll Bildung entstehen, wenn nur geliefert wird, was man ohne Mühe konsumieren kann?

Verlage sind Wirtschaftsbetriebe wie andere Unternehmen auch und arbeiten entsprechend wachstumsorientiert. Viele der großen Publikumsverlage haben deshalb längst aufgehört, mit einem Bestseller und ein, zwei weiteren mainstreamfähigen Titeln das restliche Verlagsprogramm mitzufinanzieren. Jede einzelne Neuerscheinung muss da Gewinn einfahren. Die Konsequenz: Bücher, die ihr Publikum erst suchen müssen, werden entweder gleich gar nicht mehr verlegt oder rasch wieder vom Markt genommen. Es sei denn, ein Kritiker schafft es doch noch über die Aufmerksamkeitschwelle und kann einen Stich im »Singularitätsspiel« machen, wie Andreas Reckwitz das nennt. Dessen lesenswerte Analyse »Die Gesellschaft der Singularitäten« übrigens ist für den Bayerischen Buchpreis nominiert, der am 7. November verliehen wird. Viele der kleineren Verlage haben sich längst von dieser Philosophie abgewendet – da wird verlegt, was für wertvoll gehalten wird. Das führt nicht selten zu Selbstausschüttung, aber es keimt doch Hoffnung

auf. Vielleicht aber liegt es ja auch gar nicht so sehr an den Verlagen und Kritikern, sondern am Leser selbst, der vor lauter Smartphone und Serienhype gar keine Zeit mehr hat, ein Buch in die Hand zu nehmen.

Das Problem, »das Kulturgut Lesen vorm Aussterben zu bewahren« (von Lovenberg), wird uns sicher weiter begleiten. Dabei sind Leser nachweislich »klüger, neugieriger, seelisch stabiler«. Eine temporäre Lösung für den Zeitraum 15.11. bis 3.12 gibt es: das Münchner Literaturfest. Doris Dörrie kuratiert in diesem Jahr das forum:autoren unter dem Motto »Alles echt. Alles Fiktion.« Zweimal Punkt, kein Fragezeichen – und schon sind wir mittendrin in der Debatte: Fake oder Nicht-Fake. Doris Dörrie liefert auch die Lösung für unsere schlaflosen Nächte in der Sorge ums Buch: »bedtime stories«, eine Bettwäsche aus feinstem Satin mit Sprüchen der Autorin. Fake oder nicht Fake? Wer weiß? Jonathan Coe jedenfalls meinte kürzlich im Literaturhaus: »In Zeiten, da die Grenzen zwischen Karikatur und Wirklichkeit gänzlich verschwimmen, sind wir mehr als je zuvor auf Humor angewiesen.« Und Ali Smith hat in ihrer Rede zur Verleihung des Goldsmith Preises für Literatur den klugen Satz gesagt, dass Literatur uns Welten anbiete, »die uns die Welt zurückgeben«, uns sensibilisiere »gegenüber Machenschaften der Leute, die Dinge über die Welt erfinden und dann behaupten, sie seien wahr.« Also los, retten, was zu retten ist! Lesen! Echt jetzt! ||

IMPRESSUM SEITE 19



MÜNCHNER
FEUILLETON
Breisacher Str. 4
81667 München
T.: 089 48920971

SPOT SEITE 2-3

Weltklasespitzenniveau

Dieses lange Wort verwendet Innen- und Bauminister Joachim Herrmann, wenn er den Konzertsaal im Werksviertel meint.

MUSIK SEITE 4-8

Nerds mit Haltung

Jahrzehntelang standen Yello nicht auf der Bühne, aus Prinzip. Nun hat sich das geändert.

BÜHNE SEITE 9-13

Politisches Theater

Freie Produktionen reiben sich an gesellschaftlichen Wirklichkeiten. Und die Schauburg zeigt ihr Profil unter der neuen Leitung.

LITERATUR SEITE 17-22

Fünf Seiten Veranstaltungstipps zum Literaturfest und ein Interview mit forum:autoren-Kuratorin Doris Dörrie über das vertrackte Verhältnis von Dichtung und Wirklichkeit.

FILM SEITE 23-27

Junge Perspektiven

Das Filmschoolfest zeigt beeindruckende Werke von Filmhochschulen aus aller Welt.

BILDENDE KUNST SEITE 28-31

Handwerk und Kunst

Die Danner-Preis-Ausstellung in der Stuckvilla fasziniert mit Poesie und Perfektion, ebenso »angewandt« im Kunstgewerbeverein.

Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

Dieses lange Wort verwendet Bauminister Joachim Herrmann, wenn er den künftigen Konzertsaal im Werksviertel meint. Das war gesucht: ein unverwechselbares Gebäude mit drei unterschiedlich großen Konzertsälen.



Ist das Spitzenklasse? Das Gebäude erinnert an die im ländlichen bayerischen Raum noch häufig anzutreffenden BayWa-Lagerhäuser. Mancher mag auch an einen Sarg denken | © Cukrowicz Nachbaur Architekten ZT GmbH, Bregenz

Ist das Weltklassespitzenniveau?

FRANK KALTENBACH

Unter der Prämisse »Access, Excellence, Education« – also Schwellenfreiheit für alle, sowohl mental wie physisch, von allem das Beste und räumliche Möglichkeiten für die Vermittlung und Ausbildung – soll der Konzertsaal stehen, der hinter dem Ostbahnhof im Werksviertel entstehen wird. Der Sieger-

entwurf des Vorarlberger Büros Cukrowicz Nachbaur Architekten wird vollmundig von den Entscheidern bejubelt. Allerdings drängt sich der Eindruck auf, dass der erste Preis doch vor allem eine notgedrungene Kompromisslösung ist – weil der Standort einfach nicht mehr hergibt.

»Ich bin noch sprachlos« verkündete Anton Nachbaur am zweiten Abend der Jurysitzung via Facebook. Bis dahin war das Bregenzer Architekturbüro Cukrowicz Nachbaur in Fachkreisen eher für seine kleinen feinen Holzkapellen bekannt. 2013 verhalf es mit der Eröffnung des Vorarlberg Museums neben Peter Zumthors Kunsthaus der Bregenzer Altstadt zu neuem urbanem Leben. Von der Öffentlichkeit bisher wenig beachtet ist das im Bau befindliche Philologicum, eine neue Zentralbibliothek der LMU innerhalb des denkmalgeschützten entkernten Gebäudes an der Ludwigstraße 25 von Friedrich von Gärtner. Der Wettbewerbsgewinn des neuen Konzertsaals für das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks im Münchner Werksviertel könnte den internationalen Durchbruch für die Architekten bedeuten.

15 Jahre und zwei Tage

Doch was bedeutet er für die Stadt? Ist tatsächlich der von allen Seiten erhoffte ganz große Wurf für die zurzeit prestigeträchtigste Bauaufgabe Münchens und Bayerns gelungen? Nach 15 Jahren Vorbereitung und zwei intensiven Tagen der Jurierung von 31 eingereichten Architektenentwürfen fiel am 26. Oktober die Entscheidung: Der neue Konzertsaal wird ein gläserner »Klangspeicher« auf einem eingeschossigen dunklen Metallsockel, der nachts leuchtet und sein Inneres in das gesamte Viertel ausstrahlt. So jedenfalls beschreibt Anton Nachbaur sein Konzept. Hätte es bei all den großen Namen der teilnehmenden Architekten nicht doch noch ein interessanteres Ergebnis geben können?

»Das Wettbewerbsverfahren ist rekordverdächtig, allein schon durch die Anzahl von insgesamt 90 Jurymitgliedern!«, begann Arno Lederer, Architekturprofessor aus Stuttgart und Vorsitzender der Jury in der ihm eigenen, seriös trockenen und dennoch versteckt ironischen Art, den Entscheidungsprozess zu beschreiben. Zwei große Namen hatten sich entschieden, nicht am Wettbewerb teilzunehmen: der internationale Stararchitekt Frank Gehry, dessen Walt Disney Concert Hall ein Musterbeispiel der Typologie der Zuhörer-ränge in der organischen Form eines Weinbergs darstellt, und der Münchner »Geheimtipp« Peter Haimel, dessen Konzertsaal in klassischer Schuhkartonform in der Oberpfalz als das »Wunder von Blaibach« gefeiert wird.

Dennoch hat es an eigenständigen spektakulären Lösungen nicht gefehlt: Eine 80 Meter hohe Glaspypamide schlagen Herzog & De Meuron vor. Dieser Leuchtturm fiel wegen »Unangemessenheit« bei der Jury schnell durch. Andere Teilnehmer versuchten den Genius Loci des ehemaligen Industriegeländes Werksviertel in der Architektursprache widerzuspiegeln: Bis zu einem Ankauf schafften es die Basler Kollegen Christ und Ganten-

bein mit der Typologie einer Industriehalle ganz aus Glasröhren, sowohl an der Fassade als auch als edle Saalwand. Publikumslieblich wäre vielleicht der von Zaha Hadid Architects entworfene Block aus mit Edelstahl bekleideten runden Röhren geworden, der unmittelbar an die Silos auf dem ehemaligen Pfanningelände erinnert und im Foyer wie im Saal mit einem fulminanten futuristischen Raumeindruck aufwartet. Die Architekten haben jedoch nur 1600 statt der geforderten 1800 Plätze im großen Saal untergebracht – ein objektives Ausschlusskriterium. Auch die Formensprache war einigen Jurymitgliedern zu gewagt. Die Beiträge des niederländischen Büros Mecanoo und der Dänen Henning Larsen Architects war der Jury wiederum zu austauschbar und wenig charismatisch und auch in dem an eine Industriehalle angelehnten Konzept von Volker Staab mit weitspannenden klar strukturierenden Stahlbetonträgern sahen die Juroren keine ausreichende identitätsstiftende Bildhaftigkeit.

Den Architekten in der Jury hatte es dagegen der Vorschlag von David Chipperfield angetan: Wie bei einem Zikkurat verläuft eine Besucherpromenade auf Rampen außen um die pathetisch klassizistische Stufenpyramide, um den Blick über die Umgebung zu ermöglichen. Auch die umlaufenden Ränge des Saals sind als umlaufende Spirale konzipiert. Aufgrund der beengten Verhältnisse vor Ort fällt deshalb der Saal und das Podium nach Meinung der Musiker zu schmal aus. Für den 3. Preis hat es dennoch gereicht.

Die Endausscheidung fiel laut Lederer zwischen zwei gleichwertigen, aber komplett unterschiedlichen Konzepten. Beide überragen die vorgegebene Höhe von 26 Metern, das konnte die Jury hier tolerieren. Der mit dem zweiten Preis dotierte Entwurf von Jürgen Friedrich der PFP Planungs GmbH aus Hamburg versucht sich mit einem heterogenen Bau in das heterogene Umfeld einzufügen. Jeder der drei Säle und ein Aussichtsrestaurant sind in einem eigenen Kubus angeordnet. Die vertikale Stapelung mit dem verbindenden Foyer verspricht hohe räumliche Qualität. Und dass die Architekten Erfahrung mit Konzertbauten vorweisen, haben sie mit dem Ausbau des Kraftwerks Mitte Dresden zu einem Kulturzentrum mit Konzertsaal bewiesen.

Einfach, aber nobel

Was aber gab den Ausschlag, den Entwurf von Cukrowicz Nachbaur vorzuziehen? »Letztendlich ist entscheidend, wie man dem Haus begegnet und ob man es in Erinnerung behält«, so der Juryvorsitzende. »Man kann es ganz einfach zuhause nachzeichnen.« Vor allem im Winter sei der leuchtende Archetyp eines Hauses ein einprägsames Signum. »Nicht übertrieben, einfach, aber nobel – das ist es, was die Weltspitze ausmacht«, so Leder-

Anzeige

H A U S DER KUNST

PRECIERS OFF

COMMISSIONISM

HKW
MÜNCHNER
KUNSTFESTIVAL
16.–21.11.17

EIN FESTIVAL ÜBER
DAS REVOLUTIONÄRE
JAHRHUNDERT
16–21.11.17

S T R E T C H Y O U R V I E W



Der zweite Preis ging nach Hamburg: Ein aufregender Klotz, perforiert ummantelt, in aufregender Umgebung – so stellt sich die PFP Planungs GmbH das Konzerthaus vor | © PFP Planungs GmbH, Hamburg



Knapp am Ziel vorbei: David Chipperfields Entwurf ist zu groß für die Raumverhältnisse
© David Chipperfield Architects, Berlin

rer. Die Jury votierte eindeutig mit 24:1 Stimmen.

Die Qualitäten des Projekts gehen aber weit über die viel beschworene architektonische Anmutung hinaus: Die Rahmenbedingungen sowohl aus dem Städtebau als auch aus den funktionalen Anforderungen im Innern sind derart komplex, dass man wohl froh war, überhaupt ein gut funktionierendes Konzept auf dem zur Verfügung stehenden Grundstück präsentiert zu bekommen. Eines allerdings wunderte bei der Präsentation: Die räumliche Qualität des großen Saals war überhaupt kein Thema! Visualisierungen vom Inneren des Gebäudes waren (außer dem Konzertsaal) nicht verfügbar. Vom Foyer beispielsweise verraten die Architekten überhaupt nichts. Als Nutzer kam kein Musiker zu Wort, obwohl welche anwesend waren. Dafür Nikolaus Pont, Manager des Symphonieorchesters des BR, der mit seinem Plädoyer für funktionale Garderoben- und Backstagebereiche überraschte: »Ein Konzerthausprojekt besteht nicht nur aus Musik«. Das funktioniert bei dem Siegerentwurf – aber dieses Statement hätte man eher aus der kunstfernen Abteilung um Joachim Herrmann und Ludwig Spaenle erwartet, nicht beim Vertreter der Künstler. Gerade bei den funktionalen Anforderungen können Cukrowicz Nachbaur im Vergleich mit den meisten Mitbewerbern punkten: Lage des Eingangs, Einbeziehung des Umfelds, Großzügigkeit im Innern, attraktive tagesbelichtete Arbeitsplätze – alles richtig gemacht. Aber der Saal? Das Herz geht einem nicht auf beim Betrachten des finsternen Rendings. Hoffentlich wurde aber auch hier alles richtig gemacht, großes Potenzial für eine Weltspitzen-Akustik. Jedoch: Wo bleibt der unvergleichliche Innenraumeindruck, den der Wiener Musikvereinsaal, die Berliner Philharmonie, die Elbphilharmonie und auch der viel kleinere Konzertsaal in Blaibach bei Besuchern und Musikern hinterlassen?

Das hätte es sein können, hätte der Saal 200 Plätze mehr und die Jury mehr Mut: Der Vorschlag von Zaha Hadid beeindruckt mit seiner unbedingten Eigenständigkeit
© Zaha Hadid Limited, London



Das wird auch nichts: Die Elbphilharmonie-Erfinder haben schnell gemerkt, dass der Baugrund zu klein für alle Anforderungen ist, und schossen in die Höhe. Zu hoch für die Jury
© Herzog & De Meuron GmbH



Elegante Notlösung?

Vergleicht man die Entwürfe, gibt es, wie oben beschrieben, deutlich attraktivere Varianten. Hinsichtlich der Ablehnungen drängt sich die Frage auf: Ist das Grundstück vielleicht doch zu eng für diese anspruchsvolle Nutzung? Vermittelt das Wettbewerbsergebnis die grausame Erkenntnis, dass an diesem Ort entweder großartige Räume in einem skulpturalen Volumen oder ein perfekt funktionierender Apparat möglich sind, beides gleichzeitig aber nicht zu haben ist? Dass die Herren auf dem Podium bei der Pressekonferenz gar so einträchtig erklären, wie harmonisch die beiden Tage zwischen Architekten und den Sachplanern aus der Politik abgelaufen seien, lässt vermuten, dass das Gegenteil der Fall war. Wollte Innen- und Bauminister Herrmann die Wogen glätten, indem er betonte, dass hier gute Architektur und hohe Anforderungen der

Musiker nicht im Widerspruch zueinander stünden? Ist der erste Preis der kleinste gemeinsame Nenner oder eine angesichts der hohen Anforderungen wirklich die herausragende Lösung? Welche kühnen bis visionären Ansätze hatte es nicht in den vergangenen Jahren gegeben: Der Konzertsaal als gläsernes Raumschiff auf einem Betonpfeiler mitten in der Isar, oder die Idee als unsichtbares Juwel vergraben – direkt unter dem Königsplatz, bis hin zu einem Konzertsaal unter dem kühnen weitspannenden Dach der Paketposthalle oder innerhalb der Ziegelmauern des aufgelassenen Kraftwerks in Aubing.

Die Konzertsaaldebatte hat die Staatsregierung und ganz München mobilisiert, um endlich wieder im großen Maßstab zu denken und Architektur und Städtebau ganz oben auf die Agenda der Zivilgesellschaft zu bringen.

Der Diskurs ging weit über Fach- und Immobilienkreise hinaus, er hat weite Teile der Bevölkerung ergriffen. Und was das wichtigste ist: München hat endlich wieder gelernt, architektonisch zu träumen.

Bei der weiteren Bearbeitung des siegreichen Wettbewerbserwurfs kann es nun nicht nur Ziel sein, die Kosten in den Griff zu bekommen und Funktionen zu optimieren. Die Hauptaufgabe muss sein, die ganze inspirierende Energie seiner Vorgeschichte in gebaute Materie zu übersetzen, damit sie in Form musikalischer Schwingung der Stadt und dem Freistaat auch in Zukunft erhalten bleibt. Als bei der Eröffnung der Elbphilharmonie alle Mühen des jahrelangen qualvollen Entstehungsprozesses vergessen schienen, richtete der Hamburger Bürgermeister Olaf Scholz einen eindrucklichen Appell an die

Politik: Nie wieder sollen in Zukunft Baubudgets und Fertigstellungstermine ohne eine fundierte, abgeschlossene Planung festgeschrieben werden. Die Bayerische Staatsregierung scheint ihn gehört zu haben. Den Budgetrahmen von ca. 300 Mio. Euro und einen Eröffnungstermin will sich Kultusminister Spaenle zum jetzigen Zeitpunkt offen halten. Das lässt allen Beteiligten Luft, um den Münchner Konzertsaal mit der gebotenen Sorgfalt und Ruhe hoffentlich so nah wie möglich an die Weltspitze zu entwickeln. ||

AUSSTELLUNG ZUM PLANUNGSWETTBEWERB KONZERTHAUS MÜNCHEN
White Box im Werksviertel | Atelierstr. 18
Mo-So 10.00-18.00 | bis So, 26. November

Mehr als Tango

Der Gitarrist Luis Borda liebt die Musik seiner Heimat Argentinien. Und seit zwei Jahrzehnten spielt er sie in München.

ULRICH MÖLLER-ARNSBERG

Er hat noch eine Wohnung in Buenos Aires. Wenn man dort – im 18. Stockwerk eines Hochhauses am Paseo Colon – auf den Balkon tritt, spürt man immer eine Brise, die vom Rio de la Plata herweht. Jene breite Flussmündung in den Südatlantik, die klingender Name ist, wenn es um die Frage geht, wo der Tango herkommt. Der Gitarrist und Komponist Luis Borda, der seit 20 Jahren mit seiner Frau und einer Tochter in München lebt, zählt zu jenen, die den Tango Nuevo des legendären Astor Piazzolla fortgeschrieben haben, statt ihn zu verwalten. »Ich spiele Tango für den Konzertabend, nicht für den Tanzsaal«, erzählt der 62-jährige Borda. Das sei der Unterschied zu der Musik, die bei der »Milonga« gespielt wird. Gemeint ist der Ort, den es in vielen deutschen und europäischen Städten gibt, in dem Freunde des »tangoargentino« zusammenkommen, um zu den meist klassischen Klängen vom Rio de la Plata zu tanzen. Borda liebt dagegen das Experimentieren mit der Tradition und die Ausflüge in andere Welten.

Das hängt damit zusammen, dass er seine Karriere als Rockmusiker begonnen hatte. Geboren in Lincoln, einem kleinen Ort in der Provinz von Buenos Aires, entstammt Luis Borda einer musikalischen Familie. Der Großvater war Gitarrist, seine Schwester Lidia, mit der er heute regelmäßig auftritt, ist eine



Luis Borda | © Antonio Martin

renommierte Sängerin in der argentinischen Tangoszene. Er selbst gründete in Teenagerzeiten die Band Ave Rock und brachte mit 17 Jahren seine erste Platte heraus. Erst später wandte er sich dem Tango zu. Borda studierte bei Osvaldo Lupi Komposition, wurde einige Jahre Mitglied im Quintett des Bandoneonis-

ten Rodolfo Mederos und formte dann eigene Tango-Ensembles, im Trio, Quintett, Septett.

Seine musikalische Herkunft von außerhalb des Tangos hat er sich bis heute bewahrt. Immer interessieren ihn Projekte, die den Tango mit anderen Genres verbinden, mit dem Theater oder mit dem Film. 2005 hat er für

»12 Tangos – Adios Buenos Aires« des Kölner Regisseurs Arne Birkenstock den Soundtrack geschrieben. 2007 und 2015 für den Regisseur German Kral die Töne zu den Filmen »El último aplauso« und »Un tango más« komponiert. Souverän verbindet Borda klassische Tangoklänge mit modernem Tango-Nuevo-Sound. In seinen Arrangements wechselt er zwischen dem Tangorhythmus und den Rhythmen anderer südamerikanischer Kulturen, wie Candomblé oder Salsa. Das Leben zwischen der Welt seiner Herkunft und seiner heutigen Wahlheimat München hat Borda immer wieder dazu gebracht, seinen musikalischen Kompass neu einzunorden. So sucht er etwa im Zusammenspiel mit dem Münchner Meister der arabischen Laute, Roman Bunka, die Verbindung zwischen südamerikanischen und orientalischen Klängen. Denn Musik ist viel zu opulent, um sich nur aus einer Quelle zu speisen. Das kann man hören, demnächst im Instituto Cervantes, wenn Luis Borda mit vielen musikalischen Freunden feiert, dass er seit zwei Jahrzehnten in München eine neue Heimat gefunden hat. ||

LUIS BORDA ENSEMBLE

Instituto Cervantes | Alfons-Goppel-Str. 7
17. Nov. | 20 Uhr | Tickets: 089 2907180
www.luisborda.com

RALF DOMBROWSKI

Stefan Winter ist auf der Suche nach dem Gesamtkunstwerk. Das ist er eigentlich schon, seitdem er Mitte der Achtziger das Jazzlabel JMT ins Leben gerufen hatte, um der damals knospenden und bald darauf florierenden New Yorker Loft- und M-Base-Szene möglichst profunde Klangstatements zu entlocken. Klarer wurde das noch ein gutes Jahrzehnt später, als er das Nachfolgeprojekt Winter & Winter startete, wieder eine Plattenfirma, die sich diesmal mehr in Richtung Polystilistik und Gattungsüberschreitung bewegte. Neben Jazz trat Klassik, entweder mit atmosphärischen Aufnahmen in historisch und ästhetisch ungewohnten Umgebungen oder gleich in personam experimentierfreudiger Künstler wie dem Pianisten Uri Caine, der vieles von Bach über Mahler bis Gershwin mit Improvisation und Electronics fusionierte. Winter selbst zog derweil ausführlich um die Welt, ein mobiles Studio im Gepäck, und archivierte Hörfilme aus archaischen, frühzivilisatorischen und urban nostalgischen Environs von Basel bis Buenos Aires. Und er weitete seine eigenen Interessen in Richtung bildende Kunst, Performance, Bild- und Videogestaltung aus.

Alles im Blick

Der Sound- und Performancekünstler Stefan Winter gestaltet in der Rathausgalerie Kunsthalle ein Projekt für alle Sinne.



»Gedicht einer Zelle«: Stefan Winter bei den Dreharbeiten | © Winter & Winter

So kam es auch zu »Gedicht einer Zelle«. Kern der Performance ist eine 138-minütige 3-Kanal-Filminstallation mit rudimentärer Erzählstruktur, die an viele Assoziationsräume andockt. Da gibt es kleine, symbolische Szenen, die unter anderem von der Farbkünstlerin Noriko Kura dargestellt werden, und musikalische Elemente, die auf Kompositionen von Orlando Di Lasso über Gustav Mahler bis Uri Caine aufbauen. Drei Gedichte von Sulamith, Mechthild von Magdeburg und Rabi'a al-Basri bringen erotische und philosophische Semantiken ins Spiel. Geräusche öffnen den Raum ins Intuitive und drei parallel laufende Filmsequenzen auf einer 12 Meter breiten Leinwand sorgen für eine synästhetische Gesamterfahrung. Es ist eine umfassende und aufwendig produzierte Installation, die im November außer montags jeweils um 20 Uhr in der Rathausgalerie Kunsthalle bei freiem Eintritt zu erleben sein wird.

Zu Beginn werden außerdem an den drei Eröffnungsabenden die musikalischen Elemente von »Gedicht einer Zelle« live aufgeführt. Mit dabei sind in wechselnden Konstellationen die Pianisten Uri Caine und Fumio Yasuda, die Sopranistin Fanny Winter, der Cellist Ernst Reijseger, außerdem Vokalsolisten des Kettwicher Bach-Ensembles und Stefan Winter selbst als Soundgestalter. Es ist keine Uraufführung, denn die ersten Vorstellungen dieses in vieler Hinsicht übergreifenden Kunstprojektes fanden im vergangenen Juli in Sansibar und San Sebastian statt. Aber es ist eine Performance, wie man sie auch im kunstverwöhnten München nur selten erlebt. Denn Stefan Winter ist auf der Suche nach dem Gesamtkunstwerk, dem er sich mit jedem Projekt aufs Neue aus unterschiedlichen Richtungen nähert. Mit dem »Gedicht einer Zelle« ist er diesem Ziel – auf die Gefahr einer Überfüllung des Erfahrungsraumes mit Eindrücken hin – wieder ein Stück näher gekommen. ||

STEFAN WINTER: GEDICHT EINER ZELLE

Rathausgalerie Kunsthalle | Marienplatz 8, Innenhof | 9.–25. Nov. | täglich außer Montag, 20 Uhr | Eintritt frei | www.winterstefan.com

Anzeige

<p>SA · 11.11.17 · 19.30 Uhr · Philharmonie</p> <p>Haydn: Die Schöpfung 50 Jahre Chorgemeinschaft Neubeuern 20 Jahre Orchester der Klavierverwaltung Enoch zu Guttenberg, Leitung</p> <p><i>Jubiläumskonzert</i></p>	<p>DI · 21.11.17 · 20 Uhr · Philharmonie</p> <p>Rafał Blechacz City of Birmingham Symphony Orchestra Mirga Gražinyte-Tyla, Leitung</p> <p>Mozart: Ouvertüre zu „Die Zauberflöte“ Chopin: Klavierkonzert Nr. 2 Beethoven: Symphonie Nr. 6 „Pastorale“</p>	<p>DI · 5.12.17 · 20 Uhr · Prinzregententheater</p> <p>Albrecht Mayer & I Musici di Roma Werke für Oboe und Orchester von Vivaldi, Sammartini, Castrucci & Marcello</p>	<p>SO · 3.12.17 · 20 Uhr Prinzregententheater</p> <p>Leif Ove Andsnes Klavierabend Werke von Sibelius, Widmann, Schubert, Beethoven und Chopin</p>	<p>DI · 19.12.17 · 20 Uhr Prinzregententheater</p> <p>Lucas Debargue Klavierabend Schubert: Sonate a-moll D 784 Schubert: Sonate A-Dur D 664 Szymanowski: Sonate Nr. 2 A-Dur</p>
<p>DI · 14.11.17 · 19.30 Uhr · Philharmonie</p> <p>münchener Symphoniker</p> <p>Beethoven: Symphonie Nr. 3 „Eroica“ Tschairowsky: Klavierkonzert d-moll Beatrice Rana, Klavier Fabrizio Ventura, Leitung</p>	<p>SO · 3.12.17 · 20 Uhr · Philharmonie</p> <p>Rolando Villazón & Ildar Abdrazakov Arien und Duetten von Verdi, Rossini, Boito u.a. sowie ausgesuchte Broadway-Songs Janáček Philharmonie Guerrassim Voronkov, Leitung</p>	<p>MO · 27.11.17 · 20 Uhr Philharmonie</p> <p>Cameron Carpenter Shootingstar und Revolutionär der Orgel</p>	<p>SO · 17.12.17 · 11 Uhr Prinzregententheater</p> <p>Jan Lisiecki Kammerorchester des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks Radoslaw Szulc, Leitung Mozart: Klavierkonzert Nr. 22 KV 482 u.a.</p>	<p>DO · 11.1.18 · 20 Uhr · Herkulesaal</p> <p>Sol Gabetta & Bertrand Chamayou Schumann: Fünf Stücke im Volkston Britten: Sonate für Violoncello und Klavier C-Dur Brahms: Sonate Nr. 2 F-Dur</p>
<p>MI · 15.11.17 · 20 Uhr · Philharmonie</p> <p>London Philharmonic Orchestra Ravel: Le tombeau de Couperin Schumann: Violinkonzert d-moll Beethoven: Symphonie Nr. 3 „Eroica“ Patricia Kopatchinskaja, Violine Alain Altinoglu, Leitung</p>	<p>DI · 28.11.17 · 20 Uhr · Philharmonie</p> <p>Mozarteum-orchester Salzburg Symphonie Nr. 34 C-Dur Sinfonia concertante Es-Dur Symphonie Nr. 40 g-moll Arabella Steinbacher, Violine Nils Mönkemeyer, Viola Constantinos Carydis, Leitung</p>	<p>FR · 1.12.17 · 20 Uhr · Prinzregententheater</p> <p>Khatia & Gvantsa Buniatishvili Rachmaninow: Suite Nr. 2 op. 17 Bardanashvili: Perpetuum mobile Milhaud: Scaramouche Gershwin: Fantasie über „Porgy and Bess“ Ravel: La Valse</p>	<p>SO · 3.12.17 · 20 Uhr Herkulesaal</p> <p>Ludwig Güttler Blechbläserensemble Ludwig Güttler Weihnachtliche Choräle, Motetten und Partiten von Bach, Händel und Praetorius</p>	<p>MO · 29.1.18 · 20 Uhr Philharmonie</p> <p>Yo-Yo Ma Bach: Ausgewählte Suiten für Violoncello solo sowie Werke von Copland, Crumb u.a.</p>

Nerds mit Haltung

Jahrzehntelang standen Yello nicht auf der Bühne, aus Prinzip. Nun hat sich das geändert.

JÜRGEN MOISES

Es muss ein ziemliches Desaster gewesen sein, das erste Konzert von Yello im New Yorker Roxy-Club vor 34 Jahren. Zumindest aus der Sicht eines musikalischen Perfektionisten wie des Klangtüftlers Boris Blank, der seitdem unter einer Auftrittsphobie leidet und bis vor Kurzem noch der festen Überzeugung war, dass sich der Sound von Yello live nicht umsetzen lässt. Auch sein Kompagnon mit dem sonoren Sprechgesang, Dieter Meier, ließ in Interviews wissen, dass er sich noch nie im Leben so fehlplatziert vorgekommen sei wie damals auf der Bühne. Und das dürfte durchaus etwas bedeuten im Falle eines Schweizer Jetset-Millionärs, der als Künstler, Unternehmer, Rinder-, Schaf- und Lama-züchter, Bioweinbauer, ehemaliger Golf-Nationalspieler und angehender Schokoladenfabrikant die halbe Welt bereist hat.

Jedenfalls hatte das Erlebnis in New York zur Folge, dass es abgesehen von kurzen Playback-Auftritten 33 Jahre lang kein Konzert von Yello gab. Dem Erfolg des Elektropopduos hat das nicht geschadet, im Gegenteil. Yello haben es mit Alben wie »You Gotta Say Yes to Another Excess« und »Stella« in die deutschsprachigen, amerikanischen und britischen Charts geschafft und mit Stücken wie »Bostich«, »The Race« oder »Oh Yeah« auf die Soundtracks von Hollywoodfilmen. »The Race« wurde außerdem zur Titelmusik der



Dieter Meier, Sänger von Yello | © Ralf Dombrowski

Musikvideosendung »Formel Eins« und gehört bis heute zum Repertoire zahlreicher US-Marching-Bands. Auch bildästhetisch waren Yello sehr erfolgreich und haben mit ihren leicht trashigen, bunten Stop-Motion-Videos zahlreiche Musiker beeinflusst.

Bei diesem Erbe hätten es die beiden Schweizer eigentlich längst belassen können. Stattdessen haben der 65 Jahre alte Blank und der 72-jährige Meier im letzten Jahr mit »Toy« ein neues, sehr hörenswertes Album herausgebracht. Und nicht nur das. Im Oktober 2016

konnte man die beiden, das Wunder geschah, zum ersten Mal seit 33 Jahren wieder live erleben. Gleich vier, natürlich sofort ausverkaufte Konzerte gaben Blank und Meier in Berlin. Und das Wunder geht weiter: Vom 29. November an gehen Yello auf ihre allererste Deutschlandtour. Am 5. Dezember kann man die beiden, begleitet von Bläsern, einem Gitarristen und Backgroundsängerinnen, in der Münchner Olympiahalle sehen.

Möglich wurde das Wunder dank der digitalen Technik. Denn der Elektrotüftler Blank hat eine App entwickelt, die die Fähigkeiten eines Samplers und eines Sequencers vereint und es angeblich nun möglich macht, den Studiosound der Band live zu simulieren. Vier erste Testläufe in Berlin gab es dazu wie gesagt bereits. Und die Kritiken dazu, sie waren, nun ja, dann doch eher bescheiden. Von »langweilig«, »ranzig«, einer »musealen Golden-Oldies-Vorstellung« war darin die Rede. Oder kurz zusammengefasst: Es war »ein Desaster«. Ob das nun so gewollt, eine Ironie der Geschichte oder die Folge einer über 33 Jahre aufgebauten Erwartungshaltung war, das wird sich vielleicht beim Konzert in der Olympiahalle zeigen. ||

YELLO

Olympiahalle | 5. Dez. | 20 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.yello.com

Forum der anderen

Das Sponti-Label Trikont feiert ein halbes Jahrhundert. Und es ist längst zur wichtigen Kraft im Musikleben geworden.



DIRK WAGNER

Welch ein Triumph der Technik! Ein Hund hockt vor dem Lautsprecher, um die Stimme seines Herrn zu hören. »His Master's Voice«, wie die Gramophon Company betont, die das Bild des englischen Künstlers Francis Barraud 1899 zu ihrem noch heute genutzten Logo machte. Um Jahrzehnte später auch als Logo des in München beheimateten Labels Trikont zu glänzen, gab der Hund seine tierische Ergebenheit auf und pinkelt seitdem mit gehobenem Bein auf seines Meisters Stimme. Denn Trikont bestätigt keine Herrschaftsverhältnisse, indem es den Herrchen dieser Welt Gehör verleiht. Stattdessen ist es dem eigenen Untertitel nach »Unsere Stimme – Our Own Voice«. Auf seiner ersten Schallplatte, die 1972 mit dem Titel »Wir befreien uns selbst« erschien, sangen noch die Mitarbeiter des 1967 gegründeten Buchverlags Trikont selbst »Kampflieder der Arbeitersache München«. Keine jener Thälmannlieder der Arbeiterbewegung, und auch nicht jene Betroffenheitslyrik der Liedermacher von Burg Waldeck, sondern mitreißende Lieder der Lotta Continua, die sie von italienischen Gastarbeitern gelernt hatten. Weswegen das »Wir« im Titel der ersten Tonträgerin und das »Unser« später im Namen von Anfang an auch sogenannte Migranten als Teil »unserer« Gemeinschaft benennt. So wie auch die bis dato zumeist ausgegrenzten Homosexuellen, die im wachsenden Musiklabel ebenfalls ein Forum fanden, oder andere unterdrückte Gruppen wie etwa die Native Americans.

Ästhetische Fragen, die auch in anderen Verlagen prüfen, ob ein Produkt ins Programm passt, sind bei Trikont folgerichtig auch eine Haltungsfrage. Stilistisch umfasst dessen Repertoire mittlerweile Volksmusik, Weltmusik und Country ebenso wie Rock, Pop, Jazz

und Kabarett. Mit Walter Mossmanns »Unruhiges Requiem«, das der Liedermacher von Heiner Goebbels bearbei-

ten ließ, lieferte Trikont 1983 sogar ein Hörspiel. Monothematische Sampler, wie das 1982 erschienene Doppelalbum »Fünf Griechen in der Hölle« über die städtische Subkultur Griechenlands oder die Kompilationen des Black-Music-Experten Jonathan Fischer ermöglichen im Zusammenspiel erlesener Tondokumente mit gut recherchierten Erläuterungen im beiliegenden Booklet einen Hör- und Lesegenuss, der leider die meisten Radiosendungen überbietet.

Nicht immer stieß das auf Applaus. Als Franz Dobler zum Beispiel in der Liedersammlung »Wo ist zu Hause, Mama?« deutschsprachige Popjuwelen jenseits einer von der Schlagerindustrie diktierten Deutschpopzene vereinte, erschien das einer Kritikerin im Spex als zu nationalistisch gedacht. Später diskutierte sie das in München mit Dobler auf einer Podiumsdiskussion. Weil Trikont 1967 als Buchverlag begann, ein Umstand, weshalb noch heute Tonträgerinnen des Labels auch im Buchhandel erhältlich sind, feiert das Label, das von bei Erfolg treuen Musikern wie Hans Söllner oder Attwenger gestützt wird, heuer sein 50-jähriges Jubiläum. Am 30. November ist Ortstermin im Feuerwerk mit Attwenger, Express Brass Band, Mrs. Zwirbl, Zitronen Püppies, Coconamie und Eric Pfeil. Außerdem liest Franz Dobler aus seiner mit Christof Meueler verfassten »Trikont-Story«, die als anschaulich bebildertes Buch bei Heyne Hardcore erscheint. ||

TRIKONT WIRD 50

Feierwerk | Hansastr. 39 | 30. Nov. | 18 Uhr
Tickets: 01806 570070 | www.feierwerk.de

Anzeige

Mein

**GÄRTNER
PLATZ
THEATER**

DER
NUSSKNACKER

BALLETT VON KARL ALFRED SCHREINER

AB 23. NOVEMBER 2017

KARTEN 089 2185 1960

www.gaertnerplatztheater.de

STEFAN FREY

Trauer muss die Witwe tragen. Durch einen goldenen Rahmen sieht man sie hinter einem Sarg hergehen. Auf der Vorderbühne sitzt kahlköpfig eine dunkle Figur und lächelt ihr zu: der Tod. Dazu erklingt aus einem Grammofon Lehárs betörender Witwen-Walzer. Ein starkes Bild, das Josef Köpplinger seiner »Lustigen Witwe« voranstellt. Die Tanzoperette ist ein potenzieller Totentanz, denn die Regie lässt die 1905 uraufgeführte Operette unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg spielen. Der Hauch des Fin de Siècle, gewürzt mit einer Prise morbiden Humors. Verkörpert wird der Tod vom Tänzer Adam Cooper, berühmt für seinen Auftritt im Film »Billy Elliot« und Star am Londoner Westend. Doch von seinen tänzerischen Qualitäten ist wenig zu sehen. Umso mehr seine Choreografien, die nicht über das übliche »Hoch das Bein« hinauskommen. Bedauerlich bei einer Tanzoperette. Noch bedauerlicher ist die Rolle, die der Tod in den Szenen der Liebespaare spielt. Kaum singen sie ein Duett, schon steht er zwischen ihnen, quetscht sich zu ihnen aufs Kanapee und verhindert so jede Intimität. Vor allem die Titelfigur hat darunter zu leiden. Immer vom Tode umschattet, wirkt Camille Schnoors Witwe unterkühlt, hölzern, ohne jenen burschikosen Charme, der Hanna Glawari einst zur ersten selbstbestimmten Frau auf der Operettenbühne machte.

Denn in der »Lustigen Witwe« ist sie es, die die Initiative ergreift und ihren widerspenstigen Grafen Danilo Schritt für Schritt zähmt. Der ist bei Daniel Prohaska bestens aufgehoben. Sein liederlich-lässiger Auftritt als angetrunkener Attaché im Frack, mit heraushängendem Hemd und wirrer Frisur hat eine charmante Frechheit, die diese durch die Aufführungstradition erstarrte Figur für einen Augenblick aufbricht. Leider steckt er das Hemd schnell wieder in die Hose, sobald er auf seine



Alexandra Reinprecht (Hanna), Adam Cooper (Tod)
© Marie-Laure Briane

Köpplingers Totentanz

Längen mit Stärken:
Das Gärtnerplatztheater
startet mit Franz Lehárs
»Lustiger Witwe«
in seine Zukunft.

Hanna trifft. Und das ist symptomatisch für die Regie: viele interessante Ansätze, die nicht weitergeführt werden und konventionell enden. Was hätten die so unterschiedlichen Charaktere von Hanna und Danilo für ein Konfliktpotenzial geboten! Stattdessen verlieren sich ihre Liebesgefechte im Geplänkel. Die komischen Figuren hingegen funktionieren in Köpplingers dauerbewegter Inszenierung am besten. Da stimmen Timing und Typisierung. Mit Sigrid Hauser etwa in der Rolle des versoffenen Kanzlisten Njegus ist ihm ein echter Besetzungscoup gelungen. Dieser erste weibliche Njegus ist ein gewitzter Schwejk, der im Maxim auch mal eine Grisette mimt.

Musiziert wurde übrigens auch, und das ganz stilgerecht elegant. Der neue GMD Anthony Bramall hat ein Gespür für Nuancen und setzt auf den schlanken Klang seines sensibel folgenden Orchesters, dessen kleine Besetzung wohl jener der Uraufführung entsprochen haben dürfte. Dass viele Regieideen in den Konventionen des Genres untergehen, hat viel mit der Bühne von Rainer Sinell und Alfred Mayerhofers Kostümen zu tun. Die sind zwar prächtig, aber aus der K.-u.-k.-Klamottenkiste, verstärkt durch ein blinkendes, durch Projektionen ergänztes Revue-Ambiente. Wenn dann am Ende der Erste Weltkrieg ausbricht, kommt noch einmal der Tod ins Spiel, breitet »seine schwarzen Schwingen« aus und küsst die Witwe. Auch das wieder ein starkes Bild. Trauer müssen jetzt andere tragen. ||

DIE LUSTIGE WITWE

Gärtnerplatztheater | 5. Nov. | 18 Uhr | 10./18. Nov.
19.30 Uhr | Tickets: 089 21851960 | www.gaertnerplatztheater.de

RALF DOMBROWSKI

Alles Theater, einerseits. Viel Gegenwart, auf der anderen Seite. »So wie ich die Oper lese, formuliert sie einen Entwurf einer utopischen Gesellschaft, in der die sozialen Beziehungen ganz neu definiert werden, unabhängig davon, ob diese auch tatsächlich realisierbar sind«, meint Regisseur Christof Loy, der die Staatsoper davon überzeugen konnte, sich eine neue »Nozze di Figaro« zu leisten, obwohl Dieter Dorns Inszenierung noch in lebhafter Erinnerung war. »Wie Mozart hier die Themen Liebe und Eros jenseits aller üblichen Konventionen reflektiert, wie sich bei ihm das Thema Liebe erweitert hin zu etwas Universellem, das ist für mich in höchstem Maße politisch.« Und frech, wenn man bedenkt, was Mozart und Lorenzo da Ponte in der Oper bereits angelegt haben. Domestiken, die auf der gleichen Ebene ihrer Herrschaften agieren. Männer, die andauernd die Übersicht verlieren. Intrigen, die sich potenzieren. Ein Potentat, dem von seiner Frau verziehen wird, anstatt dass er selbst, wie ständisch üblich, Vergebung zelebriert. Und zwischendrin ein die Geschlechter wechselnder Cupido, der in pubertärem Vorgriff auf »Don Giovanni« die Finger von den Frauen nicht lassen kann.

Es ist ein unübersichtliches Wechselspiel der Beziehungen, das Loy mit beeindruckender Klarheit ordnet. So sind alle Charaktere auf Augenhöhe angelegt, die komischen Momente der Opera buffa werden aus den Figuren selbst entwickelt. Hier agieren Verwirrte und Verschmitzte, Naive und Berechnende zugleich als Individuen und Typisierungen.

Figaros Update

Christof Loy inszeniert den »Figaro« als
erste Spielzeitpremiere der Staatsoper.



Anne Sofie von Otter (Marcellina), Alex Esposito (Figaro), Anna El-Kashem (Barbarina) | © W. Hösl

Alles Theater, sagt das Theater, das mehrfach thematisiert wird, vom Marionettenspiel während der Ouvertüre bis zum zweiten Podium auf der Bühne. Alles real, sagen die Konflikte der Euphorie, Eifersucht, Enttäuschung, die in ihrer Emotionalität auch 231 Jahre nach der Uraufführung nichts von ihrer Menschlichkeit verloren haben. Alex Esposito ist als Figaro ebenso Narr wie Hoffender, dem die Anbetung so schnell von den Lippen geht wie die Ablehnung. Christian Gerhaher spielt den Grafen mit einer Mischung aus cäsarenhafter Hybris – wunderbar, wie er in seiner Rachearie auf einem Sessel stehend die große Pose mimt – und an der Komplexität der Beziehungen leidender Ratlosigkeit.

Olga Kulchynska verkörpert eine hinreißend wetterwendige, zwischen Berechnung und Hingabe changierende Susanna, Federica Lombardi eine Gräfin, mit deren Schmerz man angesichts des fortwährenden Betrugs schier mitteilen möchte. Solenn' Lavanat-Linckes Cherubino wiederum agiert

souverän mit der erotischen Ausstrahlung der Gender-Jonglagen, und Anne Sofie von Otter ist eine erst unbeholfen komische, dann majestätisch mütterliche Marcellina, der mit dem Liedeinschub der »Abendempfindung an Laura« (Mozart/Campe) ein über die Oper hinausreichendes Vergänglichkeits-Intermezzo gestattet wird. Constantinos Carydis schließlich leitet das Orchester des Hauses straff, in den ruhigen Passagen luftig und klanglich transparent, die Bühne spielt à la Lewis Carroll mit der Symbolik einer ins Gigantische wachsenden Tür als Tor zum Ungewissen. Alles wirkt in der Mixtur stimmig, ein auf seine Struktur bezogener und daher sehr prägnanter »Figaro«. Sehenswert! ||

LE NOZZE DI FIGARO

Nationaltheater | 7./10. Nov. | 19 Uhr | Tickets: 089 21851903
www.staatsoper.de

Anzeige

KONZERT
PODIUMSGESPRÄCH
5. DEZEMBER, 20 UHR

DEZ 2017

Killmayer - Lehrer und Schüler



Mit Werken von
Wilhelm Killmayer
(1927-2017)

Carl Orff
(1895-1982)

Sandeep Bhagwati
(*1963)

Podiumsgespräch
Max Beckschäfer,
Moritz Eggert,
Markus Schmitt
Moderation:
Johannes X. Schachtner

Eine Veranstaltung des
Orff-Zentrums München
in Kooperation mit
www.adevantgarde.de

Ensemble aDevantgarde
Schlagzeugklasse Stefan Blum
Blockflötenklasse Iris Lichtinger
Werner Bärtschi, Klavier
Iris Lichtinger, Blockflöte
Stefan Blum, Schlagzeug
Andrea Oswald, Sopran
Johannes X. Schachtner, Leitung

Eintritt: Euro 18, ermäßigt: Euro 10 (für Schüler, Studenten und Rentner)
Abendkasse eine Stunde vor Beginn der Veranstaltung – um Voranmeldung wird gebeten

Orff-Zentrum München
Staatsinstitut für Forschung
und Dokumentation
www.orff-zentrum.de

Kaulbachstraße 16
80539 München
Telefon (0 89) 28 81 05-0
Fax (0 89) 28 81 05-33
kontakt@orff-zentrum.de

orff
zentrum
münchen

Seiten der Saiten

Jazzpianist Brad Mehldau überrascht mit einem ungewöhnlichen Duopartner, dem Bluegrassmusiker Chris Thile.

KLAUS VON SECKENDORFF

Auf den ersten Blick scheint diese Kombination zu sein, was Briten »unlikely« nennen. Weniger, weil Jazzpiano auf Bluegrass trifft. Sowohl Brad Mehldau als auch der Mandolinspieler Chris Thile hatten schon immer eine Vorliebe für »Artfremdes« von Radiohead bis zu den Beatles. Aber die Instrumente! Hier der mächtige Konzertflügel, dort der zarte, feine Sound der Mandoline. »Es ist, als ob sich ein Specht mit einem Löwen zusammentun würde«, beschreibt Thile das Risikopotenzial der Begegnung. Die beiden wenden es souverän ins Positive. Und dazu muss sich der Löwe noch nicht mal verleugnen und versuchen, leise zu brüllen. Denn Mehldau umschifft den Oberton-Clash, spielt mal deutlich tiefer, mal um wenig höher als die gezupften Saiten. Und es geht hier tatsächlich um zwei Saiteninstrumente, was rhythmisch-perkussiv spannende Chancen eröffnet, ergänzt um die markante, sanft androgyne Stimme, die Thile meist bluegrassnah im Reich tiefblauer Noten, aber ebenso beim Jazzstandard »I Cover The Waterfront« einsetzt. Weit ab vom Entertainment-Pomp bewährt sich hier seine wunderbar ungeschützte Art, Intimität heraufzubeschwören.



Brad Mehldau, Chris Thile | © Michael Wilson

Federleicht hingetupft finden sich auf dem aktuellen Duoalbum auch Songs von Joni Mitchell und Bob Dylan. Das schwebt, hat dennoch Biss, ist very sophisticated, wenn die beiden sich in Mehldau-typischer Kontrapunktik verzahnen. Andererseits tut es dem Pianisten gut, wenn sein Hang zu abgehobenem Kokettieren mit der Klassik durch die Nähe zum Folk geerdet wird. Gewaltiger Spaß am Zusammenspiel verstärkt den Effekt. Das ist Americana, statt einmal mehr eine Verbeugung des Pianisten vor Europa (auch Thile hat übrigens auf der Mandoline Bach gespielt!). Und es ist erfreulich zu sehen, dass der Romantiker unter den Jazzpianisten sich da immer noch ganz in seinem Element fühlt. Vielleicht sogar mehr als bei manchen Melodien aus der Grabbelkiste der Standards. Denn Folk hat den Charme des Echten und Verwurzelten, der dem Jazz als Kunst zuweilen abhanden kommt. ||

BRAD MEHLDAU & CHRIS THILE

Prinzregententheater | 14. Nov. | 20 Uhr

Tickets: 089 54818181 | www.bradmehldau.com

Ein Prinz am Königsinstrument

Der Amerikaner Cameron Carpenter reformiert die Orgel. Am 27. November kann man ihn in München hören.

ANNA SCHÜRMER

Die Orgel gilt als Königin der Instrumente und ist in ihrer barocken Ausstrahlung und als Gottesdienstbegleiterin doch etwas angestaubt in unseren säkularen Klangzeiten. Was es bedurfte, um den Glanz des royalen Instruments aufzupolieren, war ein Prinz. Und Cameron Carpenter darf getrost als Orgelprinz des 21. Jahrhunderts gelten. Das liegt zum einen an dem exzentrischen Amerikaner selbst, der nicht davor zurückscheut, sich mal in einem Glamrockkostüm, mal mit hipper Undercutfrisur zu inszenieren. Doch trotz Pomp und Coolness steht auf der anderen Seite in seinen Performances immer die Musik über den Äußerlichkeiten, die Experimentierfreude über publikumswirksamer Effekthascherei. Das macht ihn für Kritiker wie das breite Publikum zu einer Lichtgestalt, die trotz des sperrigen Instruments viele Fans findet.

Cameron Carpenters Spiel hat Hand und Fuß, und das im wörtlichen Sinne. Denn der ausgebildete Tänzer überlässt nicht allein den Händen das virtuose Agieren, sondern ist gleichermaßen Pedal-Artist, dessen Fußarbeit den geschmeidig



Cameron Carpenter | © Gavon Evans

flinken Fingern auf den Manualen kaum nachsteht. Man darf sich also freuen, dass Orgelprinz Carpenter am 27. November am Gasteig vorreitet und mutmaßlich Glanz in die Philharmonie bringt. Mit sich führt er ein Programm, das auf den ersten Blick klassisch anmutet: Zu Originalwerken von Johann Sebastian Bach (»In dulci jubilo« und »Präludium und Fuge D-Dur«) sowie Marcel Dupré (»Le monde dans l'attente du Saveur«) kommen Bearbeitungen, die der Organist selbst für sein Instrument transkribiert hat, wie der »Blumenwalzer« aus Pjotr Iljitsch Tschaikowskys Ballett »Der Nussknacker« sowie »A Christmas Festival« von Leroy Anderson. Dazu vermerkt das Programm den kleinen, Neugierde weckenden Zusatz »und weitere Werke«. Egal ob Transkriptionen oder Improvisationen, Klassik oder Barock, Cameron Carpenter wird die Kompositionen mit seinem kraftvollen, aufmerksamen Spiel aufpolieren und mit sinnlich-ekstatischer Verve den Staub von der Königin der Instrumente blasen. ||

CAMERON CARPENTER

Philharmonie | 27. Nov. | 20 Uhr | Tickets: 089 936093

www.cameroncarpenter.com

Stimmen mit Erdung

Die Chorgemeinschaft Neubeuern, einer der besten Laienchöre Europas, wird 50 Jahre alt. Und feiert.



Die Chorgemeinschaft Neubeuern bei einem Gastspiel in Wien | © MCHurek

GEORG ETSCHKEIT

Pier Paolo Pasolini hat oft mit Laienschauspielern zusammengearbeitet. Sie waren es, die seinen rauen, sozialkritischen Filmkunstwerken eine Aura des Unverfälschten, Authentischen gaben. Auch wenn der gedankliche Sprung etwas gewagt erscheinen mag: Bei der Chorgemeinschaft Neubeuern verhält es sich ähnlich. Hier singen, unter Ägide des langjährigen Chefdirigenten und Spiritus Rector Enoch zu Guttenberg ebenfalls ausschließlich Laien, auf hohem und höchstem Niveau, aber eben keine professionell ausgebildeten Stimmen. Der Klang dieses Ensembles klingt geerdeter, weniger perfekt, nuancenreicher als der von Profichören. Ideal für einen emotional durchdringenden, nach größtmöglicher Wahrhaftigkeit des Ausdrucks suchenden Musiker wie Guttenberg, der die wichtigen Chor- und Oratorienwerke der Musikgeschichte, vor allem Bachs Passionen, Haydns Oratorien und Mozarts Messen, als packende Seelendramen inszeniert. Vor 50 Jahren übernahm er, damals selbst noch ein Lernender, auf Empfehlung seines Lehrers Carl von Feilitzsch die Leitung der Liedertafel des Dorfes Neubeuern bei Rosenheim. Es war eine Künstlerliebe auf den ersten Blick, die alsbald erwidert wurde. »Was ich da hörte, erschien mir vollendet in seiner Wärme, Schönheit und Liebe, die mich fast körperlich umfing«, erinnert sich Guttenberg an ein weihnachtliches Konzert. »Und

ich fragte mich, ob ein Dirigent überhaupt in solches Singen eingreifen darf, geschweige denn es herstellen kann.« Es dauerte nicht lange, da war aus der Liedertafel die Chorgemeinschaft Neubeuern geworden, und man probte und konzertierte nicht mehr in einem »dunkel verrauchten Raum mit Bierkästen und Piano« in Oberbayern, sondern in der Münchner Philharmonie, dem Teatro Colon in Buenos Aires oder der New Yorker Carnegie Hall. Zusammen mit der vor zwanzig Jahren gegründeten Klangverwaltung, Guttenbergs (Profi-)Orchester, feiert die Chorgemeinschaft am 11. Novem-

ber mit einem Festkonzert in der Philharmonie ihr 50-jähriges Bestehen. Auf dem Programm: Haydns »Schöpfung«. Herzlichen Glückwunsch! ||

ENOCH ZU GUTTENBERG / CHORGEMEINSCHAFT NEUBEUERN: JUBILÄUMSKONZERT

Philharmonie | 11. Nov. | 20 Uhr | Tickets: 089 936093

www.chorgemeinschaft.de

Vielstimmigkeit

Seit mehr als zwanzig Jahren treffen sich Stimmkünstler zum Vokal Total Festival. Jetzt ist es wieder so weit.

RALF DOMBROWSKI

Nie hätte Romy Schmidt gedacht, dass sie eines Tages in den Räumen an der Graubündener Straße 100 stehen würde, um ein Vierteljahrhundert Spectaculum Mundi zu feiern. Aber im vergangenen Sommer war es so weit, und so konnte sie sich zusammen mit langjährigen Mitstreitern wie dem technischen Leiter des Hauses Stefan Sendsitzky und Gastrochef Michael Herzsprung hochleben lassen. Zu Recht übrigens, denn was die Jugendarbeiterin des Kreisjugendrings geschaffen hat, kann sich sehen lassen. Allem voran die Konzertreihe »Vokal Total«, die in diesem Herbst in die 21. Runde geht. Bis zum 16. Dezember geben sich 35 A-cappella-Gruppen bei 25 Konzerten die Mikrofone in die Hand, am Originalschauplatz in Fürstenried, außerdem im Freiheiz an der Donnersbergerbrücke und einmal auch im Prinzregententheater. »Ich versuche, möglichst viele Aspekte dieser Musik anzubieten,« erläutert Romy Schmidt die Zusammenstellung. »Zur Eröffnung standen mit Six Pack grandioser Klamauk und mit dem One World Project eine in dieser Szene eher seltene Verbindung zu Afrika und Weltmusik auf der



Bühne. Es kommt aber auch noch Experimentelleres oder Jazziges, bekannte Projekte wie Die Feisten, für die wir einen Teil der Bestuhlung herausnehmen werden, oder wie Maybebop aus Hannover oder Rock4 aus Holland, die ein fantastisches Beatles-Programm mitbringen.« Zweimal wird es unter dem Titel »a cappella4« auch Festivals im Festival geben (18. Nov., 16. Dez.), wenn im Freiheiz jeweils drei Nachwuchsformationen zusammen mit einem bekannteren Act auf die Bühne treten. Es stehen sogar schon Termine wie der 14. Dezember 2018 fest, wenn sich die Nachfolger der Wise Guys unter dem Namen »Alte Bekannte« ebenfalls im Freiheiz einfänden – übrigens eine Band, die ihre ersten Erfolge einst auch im Spectaculum Mundi feierte. Wie auch immer, Romy Schmidt kann es eigentlich kaum fassen, dass aus ihrer eigenen Leidenschaft für Vocal Groups ein Treffpunkt der Szene geworden ist, der längst über die Stadtgrenzen hinausstrahlt. Sie hat es einfach gemacht und es ist etwas daraus geworden. ||

VOKAL TOTAL

Spectaculum Mundi | Graubündener Str. 100 | bis 16. Dez. 20 Uhr | Tickets: 089 74576582 | www.spectaculum-mundi.de

Rock4 | © Spectaculum Mundi

Das Geheimnis der Mrs. Alice

Das Hofspielhaus gönnt sich ein eigenes Musical rund um den Fetisch der Gegenwart.

Ältere Semester denken bei dem Titel gleich an das groteske Musical »Der kleine Horrorladen«, wo eine extraterrestrische Kannibalenpflanze zunächst einen Blumenladen, dann aber beinahe die ganze Welt durcheinanderbringt. In den frühen Achtzigern, als man auch Transvestiten wie Dr. Frank N. Furter zujubelte, war das Kult, ähnlich wie die quietschbunten Filme von John Waters, und ein klein wenig fühlt man sich auch bei der Neuproduktion »Der verrückte Handyladen« des Hofspielhauses an die überdrehte Ästhetik von einst erinnert. Immerhin geht es auch hier bunt, überdreht und ein wenig absurd zu. Schließlich handelt das Familienmusical von einem vor der Pleite stehenden Telefongeschäft, das auf wundersame Weise durch Liebe, Leidenschaft und das Werbehandy »Mrs. Alice« vor dem Untergang gerettet wird. Da bleibt viel Raum für Humor und Seitenhiebe auf die elektronischen Abhängigkeiten des modernen Menschen, einschließlich eines Happy Ends, ohne das das Genre nicht wirklich funktionieren würde.

Ersonnen hat die musikalische Bühnensatire der in der Nähe von München lebende Komponist Thomas Erich Killingier, Regie führt die Chefin des Hofspielhauses Chris-



tiane Brammer, die mit einem kleinen Team von acht Darstellern plus Technik die Produktion auf die Beine stellt und damit die Herbsttermine in der Falkenturmstraße 8 bestreitet. Nach der Premiere am 9. November steht das Familienmusical bis zum 23. Dezember auf dem Programm, nur an einzelnen Tagen unterbrochen von Gastspielen wie Juliane Brauns Kabarettprogramm »Suche nach dem Glück 50+« (10./19. Nov.) oder Philipp Scharrenbergs Kabarettabend »Germanistik is heilbar« (15. Dez.). Einige Vorstellungen des »verrückten Handyladens« sind schon im Vorfeld ausverkauft, es macht also Sinn, rechtzeitig die eigene Termin-App zu bemühen, wenn man das »On Town Block Butter Musical in Off Broadway Tradition« nicht verpassen will. || rd

DER VERRÜCKTE HANDYLADEN

Hofspielhaus | Falkenturmstr. 8 | 9. Nov. bis 23. Dez. Do bis Sa 20 Uhr, So 18 Uhr | Tickets: 089 24209333 www.derverruecktehandyladen.de | www.hofspielhaus.de

Die verrückten Handygirls | © Michael Klinskik

Anzeigen

in memoriam Harald Genzmer (1909 - 2007)

Harald Genzmer

KONZERTWOCHELENDE IN DER HOCHSCHULE FÜR MUSIK UND THEATER, ARCISTR. 12, MÜNCHEN

3 KONZERTE | EINTRITT FREI!

Sa, 16.12.2017 18.00 Uhr
Sa, 16.12.2017 20.00 Uhr
So, 17.12.2017 11.00 Uhr

Gespielt werden Werke der Komponisten Harald Genzmer, Paul Hindemith, Igor Strawinsky, Richard Strauss u.a.

EIN PROJEKT DER HARALD-GENZMER-STIFTUNG IN KOOPERATION MIT DER HOCHSCHULE FÜR MUSIK UND THEATER

DAS DEUTSCHE THEATER MÜNCHEN VERANSTALTET
EINE PRODUKTION DES STAGE THEATER DES WESTENS BERLIN

DER GLÖCKNER VON NOTRE DAME
DAS MUSICAL

Ab 11. November
TICKETS: 089 - 55 234 444

Bühne der Stadt München
DEUTSCHES THEATER

Tiroler Festspiele Erl Winter

26. Dezember 2017 - 7. Januar 2018

Giacomo Puccini
La Bohème
29. Dezember 2017
6. Januar 2018

Gioacchino Rossini
Il barbiere di Siviglia
30. Dezember 2017
5. Januar 2018

Neujahrskonzert, Johannes Brahms und mehr...

Tickets und Informationen:
+43 53 73 81 000 20
www.tiroler-festspiele.at

Caitlin van der Maas startet im HochX mit »Die goldene Lüge« ein Gedankenexperiment zur Realität des Erzählens.

SABINE LEUCHT

Konkret zu sehen gibt es noch nichts im Mucca, wo Caitlin van der Maas erst seit eineinhalb Wochen probt. Hier wird die junge Theaterregisseurin alles zusammenführen: Ein selbst verfasstes Libretto, vertont von ihrem Leib-und-Magen-Komponisten Tom Smith, gesungen vom Countertenor Stefan Görgner und begleitet von einer Laute (Helmut Weigl). Es gibt einen ebenfalls selbst geschriebenen Theatertext, eine Geigerin, zwei Schauspieler, eine Tänzerin und Menschen, die spielen, was sie derzeit auch im realen Leben sind. Denn in »Die goldene Lüge« geht es um Wahrheiten und Fiktionen, wie sie die Medien und das Theater produzieren. Man darf die in den Niederlanden geborene Mittdreißigerin zumindest aus Münchner Perspektive als Expertin für klug-verschrobene Raum-Klang-Körper-Experimente bezeichnen. Als Regisseurin vorgestellt hatte sie sich hier Anfang 2014 mit »Dr. Faustus Lichterloh« an den Kammerspielen, wo sie unter Johan Simons Regieassistentin war, bevor sie ihm für ein Jahr als Produktionsleiterin zur Ruhrtriennale folgte. In ihrer freien Münchner Produktion »Face me« untersuchte die Schauspielerin Sandra Hüller den Boden eines aufgelassenen Schwimmbeckens und die Rückstände von Gewalt im Körper. Und wie in »Korridor«, wo man unter Musikern, Schauspielern und Patienten durch die klingenden Flure der Psychiatrie an der Nußbaumstraße wandelte, war dem Publikum viel sinnliche und gedankliche Orientierungsarbeit selbst aufgetragen.



Welche Geschichten erzählen diese Gesichter? | © Foto: András Mezei Walke / Gestaltung: Henriette Müller

»über Kinder und Gewalt« gefunden. Der Knochenfund der seit 2001 vermissten Peggy Knobloch mit den vermeintlichen DNA-Spuren von Uwe Böhnhardt fiel in diesen Monat sowie die Bluttaten von Ansbach, Würzburg, Reutlingen und München. Und es folgten weitere Fragen wie: »Was kann man wirklich »wissen« über die Hintergründe dieser Taten?« Aber vor allem: »Wie kann man das Geschehen verarbeiten, wie öffentlich trauern?«

Mehr als fünf Wochen vor der Premiere ist noch nicht ganz klar, welche Antworten »Die goldene Lüge« geben wird. Der gesuchte Trost aber wird sich als musikalischer Faden durch das Stück ziehen: Das mittelalterliche Stabat mater hat van der Maas umgedichtet zum »Leiden der Kinder, die es nicht schaffen, in der Gesellschaft zurechtzukommen«. Seinen religiösen Gehalt hat sie gelöscht, »weil man damit in Bereiche käme, wo ich nicht hinwill«. Darüber hinaus ist der Abend ein Gedankenspiel zur Kraft des Geschichtenerzählens, »weil sich damit Emotionen und Gedanken

Wann glaubt man eine Lüge?

Dort, in der Klinik, kam Caitlin van der Maas die Idee zu der Alzheimer-Skizze, die im vergangenen Jahr beim Giesinger Kulturpreis Zweiter wurde, auch »wenn wir ziemlich weit ab vom Thema lagen. Aber manchmal«, lacht van der Maas – »ist die Not, etwas machen zu müssen, einfach zu groß.« Das vorgegebene Thema war Trash, ihr Thema die musikalische und sprachliche Erkundung dessen, »was passiert, wenn die Wörter sich im Kopf anders anfühlen als das, was du sagst«. Eine long version dieses »Porträts einer Stimme« wird 2018 Premiere feiern. Was aber ihre aktuelle Arbeit angeht, entzündete sich Caitlins »Not« an dem Wort »Lügenpresse« und etlichen Fragen. Darunter: »Warum können Populisten Einzeiler in die Welt hinausrufen, ohne dass ein Inhalt oder Kontext dazugegeben wird?« Oder: »An welchem Punkt fängt man an, eine Lüge zu glauben?«

Mit einem Recherchestipendium der Stadt München hat van der Maas einen Monat lang deutsche, niederländische und englischsprachige Zeitungen untersucht und unglaublich viel

übertragen und wir einen Kontext kreieren können – und das ist glaube ich das, was wir jetzt am meisten brauchen.«

Ihre Vorgängerarbeiten fanden in besonderen Locations statt, die van der Maas »Gedankenräume« nennt. Im HochX dagegen wird es Anfang Dezember nur eine Black Box geben und Geschichten von sehr konkreten Figuren – auch wenn Caitlin an Figuren eigentlich nicht glaubt: Der Inhaber einer Boutique wird angeschossen, ein Mädchen verschwindet, eine Affäre nimmt ihren Lauf. Andererseits, sagt sie, gelte »das Landschaftsprinzip«: »Dass verschiedene Dinge nebeneinander stehen und du entscheidest, was du siehst und wann.« Die archaisch-ikonografische Kraft von Tableaux vivants hat sie dabei inspiriert. Der Rest ist offen. ||

DIE GOLDENE LÜGE

HochX | Entenbachstr. 37 | 1.–3. Dez. | 19.30 Uhr
Tickets: 089 90155102 | www.theater-hochx.de

Angst macht stumm

Was passiert mit Menschen in einer Autokratie, fragt Emre Akal in »Mutterland ...stille«.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

In Deutschland sagt man Vaterland und Muttersprache. Im Türkischen heißt es anavatan und anadili, in beiden Wörtern steckt anne drin, Mutter. Deshalb heißt die aktuelle Produktion von Emre Akal »Mutterland ...stille«. Denn es ist still geworden in der Türkei. Bevor sie im Café etwas sagen, schauen sich die Menschen zwei, drei Mal um, ob auch niemand sie belauscht. Die Angst vor Denunziation macht sie stumm. Was passiert mit Menschen in einem System, in dem die Politik ihnen immer mehr Freiheiten nimmt? Sie ziehen sich zurück, aufs Private, in die eigenen vier Wände, und blenden die Einschläge aus. Solange sie können. Doch die Einschläge kommen immer näher, und peu à peu schleicht die Bedrohung sich auch ins Private ein.

Aufhänger für »Mutterland ...stille« waren die Erfahrungen, die Emre Akal in Istanbul gemacht hat. Die Strukturen und Mechanismen, die hinter dem Weg des Landes in ein totalitäres System stecken, möchte der Regisseur aus dem Münchner Umland aber als globales Problem verstanden wissen. Sie existieren überall dort, wo Obrigkeitshörigkeit tief verankert



Emre Akal bricht global existierende Mechanismen auf den Mikrokosmos Familie herunter | © Adem Yilmaz Cinar

ist. Wo Menschen sich überlegen müssen, ob es den Job, die Freiheit oder das Leben kostet, Stellung zu beziehen. Weil diese Mechanismen schon in der Keimzelle der Gesellschaft angelegt sind, dramatisiert Emre Akal den Konflikt verdichtet im Mikrokosmos Familie.

»Mich interessiert der Mensch, der in einer schrecklichen Situation ist, sich dessen aber nicht bewusst ist.« So beschreibt Emre Akal die Mitglieder seiner Bühnenfamilie. Die hat sich in eine Art Bunker oder Festung zurückgezogen, deren Mauern allerdings bereits bröckeln, weil die ideologischen Gräben auch innerhalb der Familie stark sind. Obwohl auf Recherchen beruhend, ist es kein dokumentarisches Stück wie Akals hochgelobtes »Ostwind«, in dem es um südosteuropäische Zuwandererbiografien ging. Mit den Schauspielern Erkin Akal, Melek Erenay, Katharina Friedl, Çağlar Yiğitoğulları, Julia Carina Wachsmann und Burak Uzuncimen inszeniert er eine Art Bilderbogen, aber »ohne türkischen Teppich«. Bis auf Wachsmann

haben alle einen Bezug zur Türkei. Sie stammen aus türkischstämmigen Familien, sind als Deutsche in Istanbul aufgewachsen wie Katharina Friedl oder erst kürzlich aus politischen Gründen aus der Türkei geflüchtet wie der Schauspieler Çağlar Yiğitoğulları. So wie vor Jahrzehnten Erkin Akal, der Vater des Regisseurs, der mit starkem Akzent Deutsch spricht und seinen Schauspielerberuf in Deutschland deswegen nie ausüben konnte. Emre Akal bezeichnet sein Ensemble als divers. Es ist ihm seit Jahren ein Anliegen, dass die Herkunft auf der Bühne keine Rolle spielt, und er setzt das in seinen Arbeiten um.

Wie seine Inszenierung genau aussieht, will Emre Akal nicht so recht verraten. Zwar erzählt »Mutterland ...stille« eine durchgehende Geschichte und der Zuschauer kann sich an die konkreten Figuren des Bilderbogens halten. Es findet aber auch eine Abstrahierung statt. Die hat wahrscheinlich etwas mit der Sprache zu tun, die ein wichtiger Teil der Inszenierung ist. Viel mehr will Emre Akal dazu nicht sagen, will auch nicht damit herausrücken, ob türkisch oder deutsch gesprochen wird, meint aber, man müsse sich keine Sorgen machen, dass man nichts versteht. Und grinst breit. Ein bisschen überraschen möchte er das Publikum schon. ||

MUTTERLAND ...STILLE

HochX | Entenbachstr. 37 | 23.–26. Nov. | 20 Uhr
Tickets: 089 90155102 | www.theater-hochx.de

Nach der Flucht

Dorothea Schroeder/
AKA:NYX fragt in
»Kalte Heimat – Was
heißt woher?« nach
dem Ankommen
damals und heute.

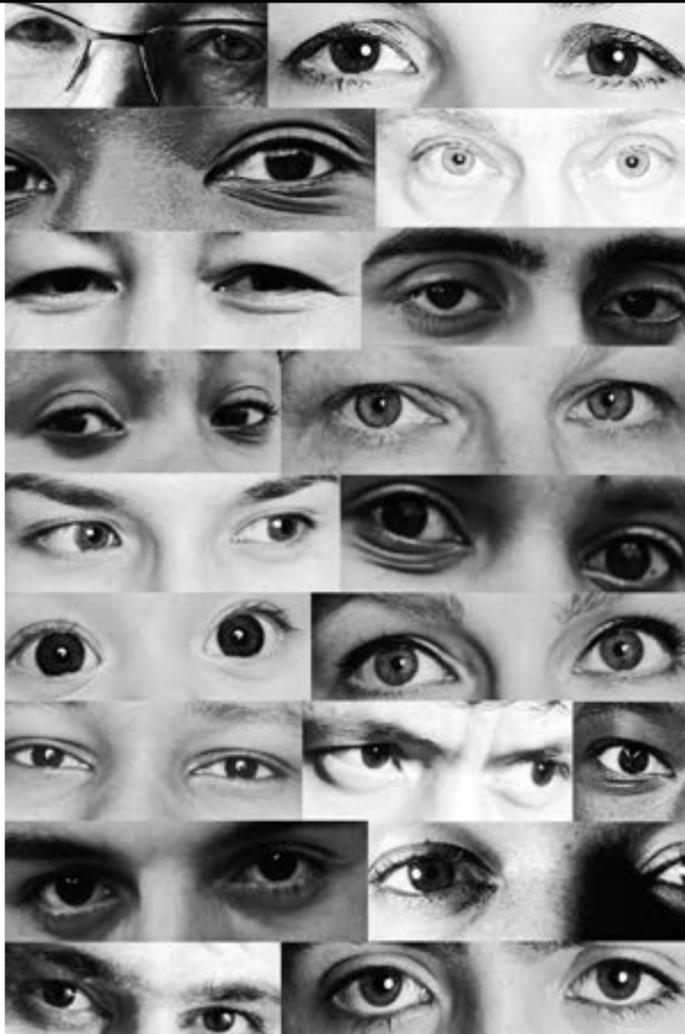
SILVIA STAMMEN

Geschichten von Flucht gibt es so viele wie Geflüchtete, und meist sind sie von traumatischen Erlebnissen überschattet, die seitens der Zuhörer kaum andere Reaktionen als Mitleid, Trauer oder hilfloses Entsetzen zulassen. Wie aber geht es weiter, wenn die unmittelbare Gefahr überwunden, wenn Leib und Leben nicht mehr bedroht sind, aber trotzdem noch nichts wieder normal ist? Was bedeutet Ankommen in Deutschland, und wie war das früher, vor 25, 35 oder gar 70 Jahren, als schon einmal große Scharen entwurzelter Menschen – Vertriebene, Aussiedler, Boatpeople aus Vietnam und Opfer der Jugoslawienkriege – hier eine neue Heimat fanden?

In ihrem dokumentarischen Theaterprojekt »Kalte Heimat – Was heißt woher?« untersucht die Regisseurin Dorothea Schroeder auf der Grundlage von Zeitzeugen-Interviews Parallelen und Unterschiede zwischen damals und heute. Zentral geht es ihr dabei um die Frage: »Wie sieht eine Gesellschaft aus, die Menschen aufnimmt? Warum fühlt sich das gerade so schwierig an? Und wie kann es funktionieren?« Die Idee entstand im Herbst 2015, als der große Andrang der Flüchtenden für kurze Zeit noch von der Welle aus Solidarität und Hilfsbereitschaft übertroffen wurde: »Die Euphorie war da, aber auch die Fragestellung, was passiert jetzt? Es begann langsam zu kippen«, erinnert sich Schroeder. Vor dem Hintergrund der – noch immer nicht gelösten – Situation erscheint ihr der Blick in die Vergangenheit naheliegend, auch oder gerade, weil sie in der eigenen Familie keine Flucht oder Vertreibung kennt. Interessiert haben sie die Geschichten von früher schon immer, »weil mir das Freude macht, mit alten Menschen zusammensitzen und mir erzählen zu lassen«, sagt sie, »und weil ich manchmal Angst bekomme, dass Geschichten verloren gehen.« Ihre Gesprächspartner findet sie nach dem Schneeballprinzip, über offizielle Anlaufstellen, aber oft sind

es auch Freunde von Freunden oder von Mitwirkenden aus früheren Projekten. Die Lebensläufe mussten in diesem Fall nur einen gemeinsamen Nenner haben: die Notwendigkeit, die Heimat zu verlassen. »Gerade Menschen, die sagen, meine Geschichte ist nicht spektakulär, können für uns spannend sein«, so Schroeder. Bei den Interviews, bei denen auch die späteren Darsteller anwesend sind, hört sie sich immer alles an, auch wenn es zunächst über das Leben vor der Ankunft geht – »Da muss man manchmal ein bisschen nachbohren, aber dann kommt auch dazu noch ganz viel.« Die so gewonnenen O-Töne schreibt Schroeder zu Texten um, die von Schauspielern gesprochen werden und aus denen im Laufe der Aufführung Impulse kommen, über die zusammen weiterdiskutiert werden kann.

Die spezielle offene Interviewtechnik und Methodik der Stückgenerierung hat sie zusammen mit Nina Gühlstorff entwickelt, mit der sie seit Abschluss des Regiestudiums an der Bayerischen Theaterakademie verschiedene dokumentarische Theaterprojekte realisiert hat, so 2009 in Jena »Der Dritte Weg. Eine theatrale Demonstration« über Alternativvorstellungen zur Wiedervereinigung nach 1989 oder zuletzt 2016 in



Flüchtlinge haben viele Augen
© Paul Huf

München und Augsburg »Schluchten – neue Nachbarn«, ein denkwürdiger theatraler Stadtspaziergang in die Nachbarschaft ehemaliger Wohnsiedlungen von Sinti und Roma.

Der Titel des neuen Projekts geht auf das Buch »Kalte Heimat« von Andreas Kossert (2008) über die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945 zurück, die von ihren Landsleuten in den westlichen Besatzungszonen keineswegs immer mit offenen Armen aufgenommen wurden. Neben vier Schauspielern und zwei Musikern werden auch

sechs junge Geflüchtete aus Syrien und Afrika bei den Aufführungen, diesmal ortsfest im Café des Bellevue di Monaco, mitwirken. »Man braucht keine Angst vor Mitmachtheater zu haben, aber es sollen sich theatrale Momente und Szenen mit dialogischen Phasen mischen«, verrät Schroeder zum Ablauf. »Es kann passieren, dass sich zwei Menschen gegenüber sitzen und miteinander reden.« Zum Schluss soll gekocht werden – libanesisch-syrisch-pommersch würde sich anbieten. ||

KALTE HEIMAT – WAS HEISST WOHER?

Café im Bellevue di Monaco | Müllerstr. 2 / Ecke Corneliusstraße | 20., 26., 27. November | 19.30 Uhr
Tickets: 0176 77697772 | info@kaltheimat.de

KOMMENTAR

VOGELFREI UNTERWEGS: ZUR LAGE DER FREIEN SZENE

Der Circus Roncalli auf dem Gelände des Kreativ-Labors ist das sichtbarste Zeichen der Unruhen, die die Münchner freie Szene derzeit heimsuchen. Und das lauteste! Die Kündigung der Pathos Ateliers Mitte Oktober gab den Startschuss für die meisten inneren Turbulenzen. Und es ist ja nicht so, dass man sonst auf Rosen gebettet wäre als freier Theatermacher im München des Jahres 2017. Dem TamS fehlte eines schönen Junimorgens plötzlich die Rückwand. Über der »städtischen Infrastrukturmaßnahme« HochX hängt weiterhin das Damoklesschwert einer längeren Schließungszeit, weil der Hausbesitzer, das Kolpingwerk, sein Jugendwohnheim erweitern will. Und das Theater... und so fort wurde erst buchstäblich vom sommerlichen Starkregen überschwemmt und dann gekündigt.

Der neuralgische Punkt oder besser die neuralgische Großfläche der freien Kunst aber ist das sogenannte Kreativquartier östlich des Knotenpunktes von Dachauer und Schwere Reiter Straße. Weil das zirzensische Treiben am Leonrodplatz bis Mitte November keine geräuschsensiblen Aktivitäten neben sich duldet, musste die vom tumultigen Nachbarn völlig überraschte Musiksparte des Schwere Reiter für besonders zarte zeitgenössische Klangereignisse anderswo Asyl suchen. Der Programmtitel »In-Betweenness«, ursprünglich auf (Musik-) Kulturen gemünzt, passt nun ironischerweise glänzend auch zu der Klemme zwischen monetärem und künstlerischem Interesse, in der der Kunst auf dem Areal allmählich die Luft ausgeht. Der Fall sei allen eine Lehre, heißt es aus dem Kulturreferat. Das Fingerspitzengefühl wird jetzt nachgereicht, indem die Koordinierungsstelle künftig vor Zwischenvermietungen der durch Abriss neugewonnenen Freifläche die Pläne der Kultur-Anrainer scannt. Auf die Einnahmen will man natürlich nicht verzichten.

Bei der überhasteten Kündigung der Proben-, Produktions- und Büroräume des Pathos-Theaters zum Ende des Jahres, die per E-Mail an die Betreiberfirma Dachauer 112 GbR erging, und der öffentlichen Ausschreibung eines Tanz- und Theaterbüros nur eine Woche später, muss man das Fingerspitzenge-

fühl indes noch suchen. Nominell geht es um rein formale bürokratische Akte im Zuge der Umwandlung eines Geländes mit Versuchscharakter zur eierlegenden Wollmilchsau eines kulturellen, kreativwirtschaftlichen und städtebaulichen Vorzeigeprojekts. Hier muss die schon 18 Jahre andauernde Zwischennutzung in die »Verstetigung« überführt werden (die Mieter dürfen bleiben). Dort laufen Verträge aus. Die Uhr läuft auch: Das Kulturreferat hat die Lokalbaukommission im Nacken, die den baulichen Bestand nun strenger prüft – und aktuell häufen sich die Anfragen aus den Stadtratsfraktionen, die auf »Offenlegung des Sachstands« und eine zukunftsfähige Betreiberlösung drängen. Die man nun offenbar übers Knie brechen will. Für den Job kann sich bis 20. November (sic!) theoretisch jeder bewerben; Angelika Fink als Chefin des Pathos – das seit 2014 Strukturmittel bekommt und in der Theorie am ehesten Theaterbürocharakter hat – ebenso wie Simone Schulte und Miria Wurm vom Tanzbüro. Finks Wirken für die Szene jenseits des Pathos ist indes umstritten, und ihre Chancen dürften nicht gestiegen sein, seit sie in einer »Eilmeldung« an die Presse mit falschen Angaben Panik schürte: Das Schwere Reiter habe nur noch bis 8.11. Spielerelaubnis, stand darin. September 2018 ist Fakt, und auch darüber hinaus steht nach Aussagen des Kulturreferats zwar die Immobilie, aber nicht das multidisziplinäre Konzept in Frage. Doch in dem Distanzierungs-, Solidarisierungs- und sonstigen Kommunikationskuddelmuddel um all diese Affären herum ist plötzlich der rüde Ton wieder da, den das in diesem wilden Jahr gegründete Netzwerk freie Szene gerade angetreten war zu verändern. Die existenzielle Angst zerrt an den Nerven – und ist doch das, was alle eint. Wollte das insgesamt eher mutlos reagierende als ideenreich agierende Kulturreferat die Münchner Kulturlandschaft ordentlich aufräumen, müsste es jetzt eigentlich nur weiter zuschauen.

SABINE LEUCHT

Anzeige

Metropol THEATER

Robert Wilson - Tom Waits - Kathleen Brennan

ALICE

Regie: Philipp Moschitz Premiere: 23.11.2017

Metropoltheater
089-32 19 55 33 www.metropoltheater.com

Pentatonik, Pinguin, Perkussion

Andrea Gronemeyer eröffnet ihre Schauburg-Intendanz mit vier Produktionen. Drei davon sind Mitbringsel aus Mannheim.

GABRIELLA LORENZ

Leicht ist schwer was, wusste schon Otfried Fischer. Und es ist nicht leicht, ein Kinder- und Jugendtheater zu übernehmen, das 27 Jahre lang kontinuierlich von einer Leitung geprägt wurde. Intendant George Podt und seine Frau, die Chefdramaturgin Dagmar Schmidt, haben die Schauburg am Elisabethplatz zum besten deutschen Jugendtheater gemacht – mit dem Konzept »Kompliziertheit gegen Vereinfachung«. Ihre Produktionen verweigerten sich der Anbiederung an Alltagsthemen, forderten stattdessen heraus zur Auseinandersetzung mit Weltliteratur und mit einer eigenständigen, anspruchsvollen Ästhetik, geprägt von Regisseuren wie Peer Boysen und Beat Fäh.

Podts Nachfolgerin Andrea Gronemeyer arbeitet seit 25 Jahren sehr erfolgreich im Kinder- und Jugendtheater, zuletzt leitete sie das Junge Nationaltheater Mannheim. Sie führte dort Tanz- und Musiktheater für Kinder ein sowie Angebote für die ganz Kleinen ab zwei Jahren. Drei ihrer Produktionen aus Mannheim und eine Uraufführung präsentierte sie am Eröffnungswochenende – daran lassen sich Konzept und Bandbreite der neuen Intendantin schon gut erkennen.

Vielleicht war's programmatisch, dass die allererste München-Premiere nicht in der Schauburg selbst stattfand. Dort wurde das Bistro im Keller zur Kleinen Burg umgebaut, die Hauptbühne heißt jetzt Große Burg, aus dem Studio unterm Dach wird ein Workshop-Lab, die Gastronomie ist auf einen Kiosk im Foyer reduziert. Für »Der unsichtbare Vater« musste man in die lichte Turnhalle der Dom-Pedro-Grundschule, denn die Kammeroper wird mobil nur in Schulen gezeigt. Drei Klassen (acht, neun Jahre alt) kriegten erst mal von drei Darsteller-Musikern je eine halbe Stunde Unterricht: zum Mitsingen und Mitklatschen bei sperrigen Rhythmen und pentatonischen Harmonien. Komponistin Juliane Klein hat Amelie Frieds Kinderbuch »Der unsichtbare Vater« spannend umgesetzt. Die Mutter (Fanny Mas), meist am Küchentisch, spielt Akkordeon, der geschiedene und deshalb abwesende Vater (Olaf Schönborn) Saxofon, Mutters neuer Freund Ludwig (Michael Aures) entlockt einem umfangreichen Schlagwerk

Tanz und Trommel –
so finden Julíe
Pécard und Peter
Hinz zueinander
© Christian Kleiner



zarte Klänge. Sohn Paul (der spielfreudige Tenor Philipp Nicklaus) protestiert singend gegen den Eindringling. Die Inszenierung von Sybrand van der Werf bleibt minimalistisch deutlich. Ein Kissen hinter dem Kopf heißt Bett, Teller auf dem Tisch bedeuten Essen. Mehr braucht's nicht, um eine Entwicklungsgeschichte zu erzählen. Die Kinder waren verblüffend konzentriert dabei. Und ihre Einsätze funktionierten hervorragend und diszipliniert.

Konzentriert waren auch die Jüngeren ab vier Jahren bei der »Schreimutter« im Schwarzraum der Kleinen Burg. Die große weiße Kugel, Fläche für abstrakte Projektionen (Bühne: Christian Thurm), entpuppt sich als Bettsessel eines Mädchens, das in einem Wutanfall seinen Kuschel-Pinguin zerfetzt. Dessen Körperteile landen in verschiedenen Kontinenten, im Meer und im All, bloß können weder Schnabel, Bauch, Flügel noch Füße mit sich allein was anfangen. In der Regie von Taki Papaconstantinou spielt Helene Schmitt entzückend die kindliche Mama, die alles zusammensucht und dabei kleine Tiger wie große Affen trifft. Eine bezaubernde, poetische Petitesse.

Nicht ganz so glücklich machte die Uraufführung »Gips oder Wie ich an einem einzigen Tag die Welt reparierte«, die Hauptproduktion auf der großen Bühne. Was der holländische Regisseur Theo Franz und die Schauburg-Dramaturgin Anne Richter aus dem Kinderbuch von Anne Woltz als Bühnenfassung destillierten, ließ einerseits den pädagogischen Zeigefinger aufscheinen, biederte sich andererseits bei Jugendlichen durch groteske, lächerliche Kostümierungen an. (Kommentar unserer Kinderbuchspezialistin Christine Knödler unten.) Mareile Krettek (Bühne und Kostüme) entwarf einen riesigen, drehbaren Zylinder, auf den es draußen per Projektion ständig schneit. Drinnen ist die Klinik, wohin die 9-jährige Bente nach einem Unfall muss. Hier verliebt sich Bentes 12-jährige Schwester Felicia (Anne Bontemps), die Fitz genannt werden will, in den 15-jährigen Adam (Janosch Fries). Aber weil sich ihre Eltern gerade getrennt haben, traut Fitz den eigenen Gefühlen nicht. Ihre Tigermaske will sie zunächst nicht abnehmen – auf ihrer Stirn steht nämlich »Mama soll sterben«. Aber im Grunde will sie, dass die Eltern sich veröhnen. Und lässt sich mit Adams Hilfe als magische Beschwörung deren Ehering an

ihrem angeblich gebrochenen Arm eingipsen. Das hilft zwar nicht viel, aber immerhin gelingt es den beiden, stellvertretend einen Doktor und eine Krankenschwester zu verkuppeln, deren Lovestory zum Schattenspiel wird. Dazwischen funkt immer mal die herzkranke und durchgeknallte Primula im Rollstuhl als Vierte der Jugendbande. Als auch Papa operiert werden muss, entspannt sich zumindest das Verhältnis der Eltern. Die Klinik als Brennpunkt – alles ist ein bisschen überkonstruiert. Das neue Ensemble zeigt sich jedenfalls in bester Spiellaune.

Wie die Öffnung zu Tanz und Bühne aussehen kann, zeigt exemplarisch Andrea Gronemeyers Inszenierung »Tanz Trommel«. Dafür erhielt die Regisseurin 2014 den Faust-Theaterpreis. Die Tänzerin Julie Pécard und der Perkussionist Peter Hinz haben etwas gemeinsam, das sie unterscheidet. Sie hat rot bemalte Füße, er rot bemalte Hände – ihre Instrumente, mit denen sie tanzend und klopfend von zwei Seiten aus die Welt ertasten. Die ist hier eine Holzwand in der Mitte (Bühne: Christian Thurm), die beide allmählich in ihre Bestandteile zerlegen. Und alle präparierten Kästen und Boxen eignen sich als Klangwerkzeug. Großartig, wie sich langsam statt der Wand eine Beziehung aus Interesse und Skepsis aufbaut. Mal gibt er den Rhythmus vor, mal muss er ihren Bewegungen folgen. Alles ohne Worte. Nur am Ende erklärt jeder kurz, was ihn zu seiner Kunst antreibt. Alles Schwere scheint hier leicht. So darf es gerne weitergehen in der Schauburg. ||

GIPS

9., 11. Nov. | 19 Uhr | 10. Nov. | 10 Uhr | 13. Nov. | 11 Uhr

TANZ TROMMEL

5. Nov. | 16 Uhr | 6. Nov. | 10 Uhr | 7. Nov. | 9.30 und 11 Uhr
Schauburg | Elisabethplatz | Tickets: 089 23337155 |
www.schauburg.net

KOMMENTAR

Gerade hat der Roman den Deutschen Jugendliteraturpreis 2017 fast gewonnen: »Gips oder wie ich an einem einzigen Tag die Welt reparierte« von Anna Woltz ist eine Steilvorlage mit Qualitätssiegel. Erzählte Zeit: ein Tag, Ort der Handlung: ein Krankenhaus, Umfang: 174 Seiten. 100 Minuten nimmt sich die textgetreue Bühnenfassung von Dramaturgin Anne Richter und Regisseur Theo Franz. Das ist sportlich. Denn was Anna Woltz behandelt, ist verzwickelt, voller Abgründe und Aberwitz. Und vieles steht, wie das so ist bei guten Geschichten, zwischen den Zeilen.

Die theatrale Antwort darauf ist Beschleunigung und Zuspitzung. Und das manchmal so explizit, dass die wenig geübte Kindertheaterbesucherin sich fragt, warum nur Anne Bontemps als Fitz in grellfarbenedes Nix-passt-zusammen-Outfit und Miriam Morgenstern als herzoperierte Primula in blau-plüschigen Dino-Schlafanzug gesteckt worden sind. Ist das dem Kindlichen im Visuellen geschuldet? Welche Bilder von Kindheit werden damit gesetzt? Und: Müssen die subtil-poetischen Sätze derart rausgefeuert werden? So laut und so wütend? Ja. Unbedingt. Schließlich ist Fitz ein Kummerkomet, der durchs Krankenhaus fegt und sich wie eine moderne Pippi Langstrumpf (das Outfit!) die Welt macht, wie sie ihr gefällt. Vor dem Hintergrund von Verlust und Auflösung aller Sicherheiten ist das ein Kraftakt. Auf die Bühne übersetzt geht der so: rasante Schnitte, Schattenrisse, Licht, Tempo, Tanz, ein brillantes Bühnenbild, mithin Erfahrung für alle Sinne. Und spielen. Einfach spielen.

Schade nur, dass rockende Ärzte und popowackelnde Krankenschwestern die Erwachsenen-Perspektive bedienen und im Unterschied zum Buch im Finale das letzte Wort haben. Aber wo die differenzierte Verwandlungskunst gerade der Kinder-Darsteller/innen den pointenfreien, gleichberechtigten Blick riskiert, entstehen Zwischenräume für das,



In der Notaufnahme: Papa (David Benito Garcia) mit seinen Töchtern Fitz (Anne Bontemps, li.) und Bente (Helene Schmitt) | © Judith Buss

was Kinder, als Figuren wie im Publikum, vermögen: sich selbst Erfahrung begreifbar oder tröstlich zu machen, auch durch die Fantasie. Dann wird der schlaf- zum Kampfanzug einer Heldin, dann meint Reiß-verschluss auf, zu, auf: Schotten dicht. Oder: nicht aufgeben! Die Essenz im Buch und auf der Bühne: resolute Resilienz und vorsichtiges Weiterträumen. Und das ist heilsam und ansteckend zugleich.

CHRISTINE KNÖDLER

Anzeige

MÜNCHNER KAMMERSPIELE

KARTEN UNTER 089 / 233 966 00

THEATER DER STADT

WARTESAAL

INSZENIERUNG: STEFAN PUCHER

URAUFFÜHRUNG AM 25. NOVEMBER, 18 UHR
KAMMER 1

NACH DEM ROMAN „EXIL“ VON LION FEUCHTWANGER

1 & 2 | 31

WWW.KAMMERSPIELE.DE

Amélie Niermeyer produziert im Resi mit »Gloria« Klischees – und Langeweile.

SABINE LEUCHT

Dass sie alle so was von abgefickt sind, merkt man sofort. Amélie Niermeyer folgt darin dem Autor aufs Wort: Das Geheimnis bleibt gänzlich ausgespart in ihrer deutschen Erstaufführung von Branden Jacobs-Jenkins »Gloria« am Residenztheater. Was dem Amokläuferstück die Nominierung für den Pulitzerpreis eingebracht hat, ist schon beim Lesen rätselhaft. Die blutige Tat selbst wirkt draufgeschafft, die gelangweilten Zyniker in den Großraumbüros einer Kulturredaktion und einer TV-Produktionsfirma sind uninteressante und von Akt zu Akt schrillere Schablonen. Dabei stimmt es ja, dass die Medienwelt ihren Nachwuchs in ewigen Warteschleifen hält, bis er von blutjungen Bloggern rechts überholt wird. Zur Mediensatire fehlt dem Well-made-Play des studierten Anthropologen (Jahrgang 1984) indes die Schärfe. Und um – im zweiten Akt – den Mechanismen sensationsvampiristischer Schriftstellerei auf den Grund zu gehen, fehlt ihm die Tiefe.

Aber Niermeyer bleibt uns nicht nur die Antwort darauf schuldig, warum »Gloria« dennoch auf die Bühne muss. Ihre große Regieroutine lässt das nach dem Shooting immer redundanter werdende Drama zwar einigermaßen gefällig abschnurren, stellt ihr aber gerade bei den Frauenfiguren ein Bein. Da

wird es teils fast sexistisch: Cynthia Micas als Schlange Kendra und Marina Blanke als Ani zeigen unaufhörlich ihre Beine und versuchen mit aller Macht, wie die verführerischen und karrieregeilen Raubtiere auszusehen, die man in einem New Yorker People-Magazin eben so vermutet: untätig herumhängend, niemandem nichts gönnen könnend, Bosheiten austauschend, immer mit einem Starbucks-Becher in der tiptopp manikürten Pfote – oder zu einem neuen Becher unterwegs. Lilith Häßle spielt die Titelfigur anders.

Aber Gloria ist ja auch der Mensch im Raubtierkäfig; das Mauerblümchen aus der Schlusskorrektur, das auf der eigenen Party seinen »sozialen Marktwert« zu schmecken bekam und nun zur Knarre greift. Als Nan – die zur Tatzeit unter ihrem Schreibtisch kauern Chef, die den Amoklauf gewinnbringend vermarktet – macht Häßle dann doch noch dasselbe vorabendserienhaft affektierte Gewese wie ihre Kolleginnen.

Mit den Raubtieren gähnen

Alle spielen hier wie vom Autor vorgeschrieben mehrere Rollen – außer Bijan Zamani, dessen zauseliger Lorin vom Faktencheck sich bei jedem Beschwerdegang in die Kulturredaktion den Kopf anhaut (jaja, die »Dinner for one«-Masche, aber es wird gelacht!) und am Ende als einziger Leben, Gesundheit, Seele und wenigstens ein bisschen Durchblick behält: der zweite Mensch – und auch darstellerisch ein Lichtblick an diesem Abend, der den Männern insgesamt mehr schauspielerische Differenzierung erlaubt. Der dritte ist Dean, der einzige überlebende Zeuge von Glorias Tat, dessen Frustration und Verzweiflung Gunther Eckes greifbar werden lässt. Mehr war nicht dran, mehr war nicht drin an dem Abend. Außer ein paar noch grellere Filmbilder zum Finale, wo der ganze Wahnsinn als superauthentische Reality



Smalltalk im Fernsehstudio: Gunther Eckes (Dean, I), Lilith Häßle (Nan), Christian Erdt (Rashaad) | © Adrienne Meister

Soap von vorne beginnt. Jedenfalls fast. Denn es ist nur ein Trailer. ||

GLORIA

Residenztheater | 8., 22. Nov., 19., 23. Dez.
20 Uhr | 7. Dez. | 20.30 Uhr | Tickets: 089
21851940 | www.residenztheater.de

Kaleidoskop

Das Rohtheater mixt einen wilden Kommentar zum Zustand der Welt.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Unendliche Weiten, ein Spaceshuttle nähert sich einer bunten Planetenansammlung. Die ist ein Mobile aus bunten Kugeln, das Raumschiff ein Modell. Schließlich ist das hier die neue Produktion des Rohtheaters. Anton Kaun, Bülent Kullukcu und Dominik Obalski erzählen immer etwas über den Zustand der

Welt, oft anhand seltsam helllichtiger Science-Fiction-Autoren aus vergangenen Epochen. Und weil der Zustand der Welt kein idealer ist, sind ihre Geschichten immer Dystopien. In »Mondo« beschäftigen sie sich ziemlich konkret mit der Verfolgung von Intellektuellen. Wer etwas sagt, das nicht dem Üblichen entspricht, wird verfolgt. Das kommt einem irgendwie bekannt vor, schaut man in die Türkei, nach Ungarn oder Polen. Als Leitfaden dient der Science-Fiction-Roman »Es ist nicht leicht ein Gott zu sein« der Brüder Arkadi und Boris Strugatzki von 1964. Ein Beobachter von der Erde lebt auf einem entfernten Planeten im Königreich Arkanar, dessen Bewohner drei Schamanenkategorien kennen und in Siedlungen leben, die sie Städte nennen. Das Ministerium für die

Sicherheit der Krone jagt Zweifler. Obwohl der Beobachter sich nicht einmischen darf, rettet er einige der Verfolgten und bringt sie in benachbarten Reichen in Sicherheit. Diese konkrete Geschichte wird mit Texten des Sprachexperimentierers Raymond Roussel und der Verteidigungsrede des türkischen Journalisten Ahmet Şik verschränkt.

An drei Tischchen legen Kaun, Kullukcu und Obalski Bilder und Ausschnitte unter Kameras, die abgefilmt und auf die Wände projiziert werden, Darstellungen öder Landschaften, altmodische Fotografien von Männern in Uniform oder Frack mit Knebelbärten, Bruegelsche Höllengestalten, Ausrisse aus Katalogen und Werbebrospekten. Anton Kaun mischt Karten in einer Maschine und legt eine Patience mit ihnen, aber das wilde Sammelsurium

will nicht aufgehen: Knochenteile, Drachentöter, Tür, Revue, Einhorn, Ketten, altertümliche Roboter. An den Wänden wechseln die Bilder, so schnell, dass das Auge sie zum Teil gar nicht richtig erfassen kann. Die Bild- und Tonfetzen fliegen einem um die Ohren, erzeugen Gedanken, die man festhalten will, aber schon sind sie weg. Was hängen bleibt: Benutze Sonnencreme und Zahnseide, erinnere dich an Komplimente, vergiss Beleidigungen und achte auf deine Knie. Und: nicht zu Hause sitzen und warten, bis es einen selbst trifft. ||

MONDO

Galerie Kullukcu & Gregorian im Import/Export | Dachauer Str. 114 | 5., 6. Dez.
20.30 Uhr | Tickets: generationaldi@gmx.de

Anzeige

Tollwood

WIR, ALLE

Das Winterfestival
23.11. – 31.12.2017
So 26.11. geschlossen | Markt bis 23.12.
Theresienwiese München

Cirque Éloize »iD« 23.11. – 22.12.
West Side Story trifft Hip-Hop
Eine atemberaubende Show aus Akrobatik, Tanz und Poesie wahlweise mit 4-Gänge-Bio-Menü

Kabarett
Alt-OB Christian Ude und Uli Bauer 11.12.
HG. Butzko 29.11.
Michael Altinger 1.12.
Ecco Meineke 14.12.
CAVEMAN 24./25.11., 2. – 4.12., 26. – 30.12.

Weltsalon
»Schauplatz Demokratie«: Diskussionen, Installationen, Kulturprogramm. Hinschauen! Mitmachen!

Artgerecht
Ihre Stimme für ein artgerechtes München

Wohnzimmer Demokratie
Gemeinsam für eine offene, pluralistische und tolerante Gesellschaft! Wir alle sind gefragt.

Weihnachtsmarkt 23.11. – 23.12.
Performances · Kunsthandwerk · Live-Musik
Bio-Gastronomie · Kinderzelt Eintritt frei

Silvester
Gala mit Hannes Ringlstetter und Ecco DiLorenzo and his Innersoul sowie 5-Gänge-Bio-Menü
Große Silvesterparty mit Live-Musik & DJs

0700-38 38 50 24 · www.tollwood.de

Bitte nutzen Sie die öffentl. Verkehrsmittel. Alle Eintrittskarten für Veranstaltungen auf dem Festivalgelände gelten als MWV-Ticket.

Tragisches Scheitern kann sehr komisch sein

Sehenswert: Christian Stückl inszeniert »Die Möwe« von Tschechow im Volkstheater.

GABRIELLA LORENZ

Tschechow? Der, bei dem immer bankrotte russische Adlige sich in Luxus-Dekadenz zu Tode langweilen und schwermütig-untätig nach einem wirklichen Leben sehnen? Tschechow wurde lange als düsterer, melancholischer Untergangsprophet interpretiert. Christian Stückl konnte deshalb bisher nichts mit ihm anfangen. Doch der Dichter hat seine Dramen Komödien genannt: Inzwischen nimmt man das ernst und entdeckt die Bühnen-Komik. Bei seiner ersten Tschechow-Regie dreht der Volkstheater-Intendant die Schraube noch einen Tick weiter: Er inszenierte »Die Möwe« als temporeiche Groteske, die am Ende doch noch einen Bogen schlägt zur ernsthaften Tragik.

Grotesk erscheinen schon die Figuren: Stefan Hageneier (Bühne und Kostüme) hat sie ausgestattet mit Kostümen und Frisuren wie aus einem Film von Tim Burton und etwas gespenstisch geschminkt. Sie treffen in der modrigen Durchgangshalle des Landsitzes aufeinander. Hinter hohen Portalen schwappt der See, in der großen Wasserpfütze holt man sich nasse Füße. Am Ufer führt der verquälte Nachwuchsschriftsteller Konstantin (Oleg Tikhomirov) sein Stück »Die Möwe« auf, den gesellschaftskritisch-dystopischen Monolog rezitiert seine große Liebe Nina (Julia Richter darf erst am Ende zur Hochdramatik auflaufen), die unbedingt Schauspielerin werden will. Angereist ist Konstantins Mutter Irina Arkadina, ein gefeierter Theaterstar. Mit dieser Rolle kehrt Jule Ronstedt nach 13 Film- und Fernsehjahren auf die Bühne zurück, ihre Arkadina ist ein herrlich aufgedrehtes, boulevardreskes Weibsstück.

Im Gepäck hat sie ihren Liebhaber, den Bestsellerautor Trigorin (Jakob Gessner differenziert ihn später reflektiert). Beide stechen durch auffälliges Rot in Kleidung und Haaren heraus. Weitere Gäste sind die dem Wodka



Trigorin (Jakob Gessner) hat Nina (Julia Richter) erobert. Konstantin (Oleg Tikhomirov) leidet | © Arno Declair

der Pjotr hustet Blut. Zwei Jahre später sitzt er sterbend im Rollstuhl. Pascal Fligg erspielt diesem zunächst lächerlichen Pjotr zwischen irrem Gelächter und schonungsloser Selbsterkenntnis eine beeindruckende Würde.

Bei Tschechow, selbst Arzt, sind die Ärzte immer die zynisch-verzweifelten Gesellschafts-Analytiker. Mehmet Sözer sieht als Arzt Dorn dagegen mit Spitzschnurrbart und Kräusellocken unter der Halbglatte aus wie ein fünfter Marx-Brother. Und spielt auch so. Das Dienstmädchen Polina erfüllt seine Pflichten mit so hasserfülltem Blick, als wolle es die Herrschaft am liebsten abmurksen. Luise Deborah Daberkow gibt sie als Spastikerin mit irren Ticks. Ständig zuckt was an ihr, sie kneift die Augen zu, grimassiert, verkrampft die Hände. Toll gespielt, aber so übertrieben, dass es nur als böse Karikatur wirkt.

Alle wollen lieben, viele wollen Künstler sein – und scheitern an beidem. Kostja an Nina, Nina an Trigorin, dem sie folgt ist, und dem die Arkadina ihre Dominanz mit einer deftigen Beinahe-Vergewaltigung beweist. Und die Möwe, Metapher für Ninas Aufbruch in die Welt, bleibt abgeschossen und ausgestopft. ||

ergebene Mascha (Pola Jane O'Mara als Gothic-Struwelpeter). Die liebt Kostja, heiratet und tyrannisiert aber den braven Lehrer Medwedenko (Timocin Ziegler), der ihr hündisch ergeben ist. Irinas lungenkranker Bru-

DIE MÖWE

Volkstheater | 6., 12., 13. Nov., 2., 3., 8., 9., 17. Dez. | 19.30 Uhr | Tickets: 089 5234655 www.muenchner-volkstheater.de



Arno Friedrich (M.) müht sich als Held, Käthchen (Stefanie Dischinger, l.) und Kunigunde (Sophie Wendt) sind wenig beeindruckt | © Hilda Lobinger

lässt Luft für Reflexionen der Schauspieler über Fiktion und Wirklichkeit auf dem Theater. Sophie Wendt in roten Stiefeln und mit aufgetürmter grauer Barockfrisur wird bei ihren ersten Sätzen gefragt »Wer bist du?«. Auf ihre Antwort »Der Vater« erntet sie den Konter: »Das glaubt dir doch keiner.« Die gelben Reclamheftchen in den Händen beweisen einerseits die Glaubwürdigkeit der Figur, andererseits, dass nur

Theater gespielt, also Illusion hergestellt wird. Die Schauspieler reden immer wieder über ihre Befindlichkeit im Umgang damit, sie zitieren Antonin Artaud und Wolfram Lotz (»Rede vom unmöglichen Theater«).

Die Theorie wird aber nie kopflastig, sondern mischt sich witzig mit dem Käthchen-Textdestillat, das alle wichtigen Handlungsstränge verständlich erzählt und anspielt. Mit szenischer Fantasie auf dem nackten Bühnenpodest: Für das brennende Haus, aus dem Käthchen kurz vor dem Einsturz ein Dokument rettet, stapelt sie einige Mikroständer auf einen Tisch. Die Figuren scheinen einem schrägen Rockmusical entsprungen: ausstaffiert mit Lack, Nieten und wilden Perücken. Der dämonisch geschminkte Graf (Arno Friedrich) wirft sich wie ein Popstar von einer Heldenpose in die andere, was sehr komisch-naiv sein kann. Sophie Wendt spielt neben dem Vater auch die intrigante Kunigunde, die sich den Grafen angeln will. Stefanie Dischingers mondän-rothaariges Käthchen ist selbstbewusst und aufmüpfig, sie weiß, was sie will. Und für jede Lebenslage hat der Gitarrist Neil Vaggers einen beziehungsreichen Popsong oder passend neu betexteten Rockklassiker aus den 80er Jahren gefunden.

Hier lieben alle aneinander vorbei – wie so oft im wirklichen Leben, traurig und komisch zugleich. Auch ohne Vorwissen ist das ein intelligenter Spaß, ein bisschen Kleist-Kennntnis erhöht ihn noch. || lo

DAS KÄTHCHEN VON HEILBRONN HAB ICH MIR ANDERS VORGESTELLT

TamS | Haimhauserstr. 13a | bis 18. Nov. | Mi bis Sa 20.30 Uhr | Tickets: 089 345890 | tams@tamstheater.de

Ritter mit Rock

... und Gitarre: das TamS mischt Kleists »Käthchen« auf mit Punk und Witz.

Das Käthchen ist eine Stalkerin. Weil ihr ein Traum den Grafen Wetter vom Strahl als Gatten verheißen hat, folgt ihm die 15-Jährige überallhin, sogar im Tross seiner Soldaten. Der Graf ist fasziniert von dem unbeirrten Bürgermädchen, aber auch schwer genervt: Er wird es nicht mal mit der Peitsche los. Das Käthchen von Heilbronn ist eine der rätselhaftesten Frauenfiguren der deutschen Literatur, und das Riesendrama von Heinrich von Kleist (uraufgeführt 1810) eine wilde Mischung aller Genres: pompös-komisches Ritterspektakel, fantastisches Märchen, hanebüchene Räuberpistole, verworrene Intrige, Lovestory mit Traum-Ursprung und fragwürdigem Happy End. Denn bei der Hochzeit des Grafen soll statt der Giftmischerin Kunigunde plötzlich Käthchen ganz ungefragt die Braut sein. Kleist lässt sie ob dieser Willensvergewaltigung mit dem Ausruf »Schütze mich Gott« in Ohnmacht fallen. Im TamS zischt sie danach trotzig ab mit den Worten »Das hab ich mir anders vorgestellt«.

Regisseur Lorenz Seib hat sehr frei nach Kleist mit vier spielfreudigen Darstellern das Drama dekonstruiert und als punkig-freche Paraphrase inszeniert. Der Titel »Das Käthchen von Heilbronn hab ich mir anders vorgestellt«

Anzeige

PASINGER FABRIK

GIOACHINO ROSSINI

LA CENERENTOLA

KOMISCHE OPER NACH ASCHENPUTTEL

26.12.2017 - 25.02.2018

Vorverkauf ab 14. November!

REGIE: JULIA DIPPEL MUSIKALISCHE LEITUNG: ANDREAS P. HEINZMANN

Pasinger Fabrik GmbH / Abendkasse, Di bis So 17.30 - 20.30 Uhr
Tel. 089 829290-79 | www.pasingerfabrik.com
www.muenchenticketart.de / Tel. 089 54818181 / und alle VVK-Stationen

Landeshauptstadt München Kulturreferat

KATJA SCHNEIDER

John Cranko war nicht der erste und schon gar nicht der einzige, der Shakespeares Tragödie »Romeo und Julia« auf die Tanzbühne brachte. Aber seine Umsetzung ist nach wie vor die prominenteste und außergewöhnlichste. Sein 1962 entstandenes Ballett treibt in hinreißenden Bildern die Handlung voran. In fulminanten Fecht- und lebensvollen Marktszenen, in den Augenblicken der jugendlichen, von den verfeindeten Verwandten verfolgten Liebe schlägt Lebenslust unmittelbar in Verzweiflung um. Die letzten Bilder hingegen ziehen sich bei Cranko dramaturgisch hin: Julias Gang zu Pater Lorenzo, der ihr ein starkes Schlafmittel gibt, damit sie sich der Hochzeit mit Paris entziehen kann, ihr letzter Abend zu Hause, Romeos Verzweiflung, der sich an der Seite Julias umbringt, weil er glaubt, seine Frau sei tot, deren Aufwachen in der grausigen Totengruft, um sich letztlich auch zu töten. Die Amme, Komplizin, Komödiantin, eine Liebende auch sie, taucht in der Abfolge der tragischen Ereignisse kaum mehr auf.

Bei Trajal Harrell ist, wen wundert es, alles ganz anders. Die Amme steht im Zentrum des Geschehens, und das beginnt und vollzieht sich an offenen Gräbern. Sein Tanzstück »Juliet & Romeo«, eine Uraufführung an den Münchner Kammerspielen, spielt am Rand des Jenseits. Liebe und Tod durchdringen sich, Schmerz durchtränkt beide.

Der US-amerikanische Choreograf, der nach einer Residenz am MoMA zuletzt beim diesjährigen Dance-Festival ebenfalls in den Kammerspielen seine höchst stilisierte Exotismus-Recherche »Caen Amour« zeigte, tanzt selbst die Amme. Mal im schwarzen Kleid, mal in Hose und Shirt; mal beobachtet er von

Von Tod und Liebe



Nach einer Residenz am New Yorker MoMA und einer Retrospektive im Londoner Barbican Centre inszeniert Trajal Harrell an den Kammerspielen »Juliet & Romeo«.

Trajal Harrell als Amme, gefolgt von Damian Rebgetz und allen Tänzern | © Orpheas Emirzas

seiner Bank an der Seite das Geschehen, mal weht er selbstversunken und barmund um die Gräber. Harrell strukturiert den Abend, rahmt ihn, verabschiedet das Publikum beim Hinausgehen, als wäre man bei einer Totenfeier zu Gast gewesen. Seine Präsenz schwört die Anwesenheit seiner acht Darsteller herauf. Drei Ensemblemitglieder – Thomas Hauser, Benjamin Radjapour und Damian Rebgetz –, William Cooper und Max Krause von der Falkenbergsschule sowie die Tänzer Cecil Loesand, Jeremy Nedd und Ondrej Vitlar treten auf als Romeo, Julia und Tybalt, als Trauernde, Liebende und Kämpfende. Sie wechseln die Umhänge, Röcke, Kleider und Hosen, sie wiegen sich im Laufsteggang auf hoher halber Spitze, springen in Chassés um die Gräber oder gehen langsam in einer Trauerparade. Wieder organisiert Harrell viele Auftritte im Stil des Voguing, jener subversiven Selbstpräsentation im Spiel mit der Identität. Hinzu kommen diesmal aber auch viele vom Butoh inspirierte Passagen. Gestalten der Trauer mit offenem Mund, weinend.

Schmerzensmänner, die in Zeitlupe vorwärtsschleichen oder zu Boden gehen. Die prachtvolle Tücher schwingen oder sich verhüllen. Die Tänzer sprechen auch Shakespeares Verse.

Nie verläppert die Spannung. »Auch ich kenne die Liebe. (...) Und für uns geht es weiter«, sagt die Amme. Eine Tragödie der Sehnsucht und der Erinnerung wird auf Harrells Laufsteg zu einem Lebens-Experiment der Veränderung und Selbstbehauptung. Dazu eine Musikcollage von der Klasse einer Pina Bausch oder eines Raimund Hoghe: betörende und treibende Songs und Sounds, von Alessandro Scarlatti bis zu einem Beatles-Cover Daniel Zaitchiks und Jayce Claytons »Evil Nigger« und »Gay Guerrilla«.

TRAJAL HARRELL: »JULIET & ROMEO«

Kammer 2 | Falckenbergstr. 1 | 19. Nov., 18 Uhr, 20./21. Nov., 20 Uhr | Info und Tickets: www.muenchner-kammerspiele.de

Ceren Orans zweites Münchner Tanztheaterstück für die Aller kleinsten: sensibel und miraculös.

Elefantisch

SABINE LEUCHT

Der blaue Kerl, der gleich aus dem gelben Ei herauskommen wird, hat riesige Ohren und sieht genauso aus wie ...: Ein Elefant!? Das Publikum von Ceren Orans neuem Tanztheaterstück aber irritiert das nicht. Denn das ist drei Jahre alt und von Logikfragen noch gänzlich unbelastet. Und seinen Bildungsauftrag erfüllt der »Elefant aus dem Ei« ohnehin ästhetisch. Mit dem Puppenspieler Roni Sagi und Tuncay Acar an den Percussions hat Oran hier auf dasselbe Team gesetzt, das schon ihr bezauberndes Kinder-Tanzstück »Sag mal ...« trug. Beim »Elefanten« ist auch Magdalena Kriss mit Querflöte, Sing- und Tierstimme(n) dabei – und natürlich die Titelfigur: Die ist aus Stoff und anfangs so klein, dass der zarte Rüssel beim Schlagen auf die Trommel des freundlichen Acar noch weh tut. Dann ist sie urplötzlich so groß, dass Sagi in die Vorderstampfer des Elefanten steigen muss, um ihn über die Bühne zu bewegen, wo er permanent mit der zarten, orientalisches anmutenden Musik und Oran als kindlicher Tänzerin interagiert. Am Ende kann man

vor lauter Tier nur noch den Haarknoten seines Lenkers sehen – bis vom Elefanten nur noch sein pinker Riesenballon übrig bleibt und der auf die Rückwand der Bühne projizierte Baum welche Blätter trägt. Tod oder (nur) Abschied: Egal! In ihren Kindertanzproduktionen schafft es Ceren Oran als Tänzerin mit plastischen, aber nie platt bebildern Bewegungen und offenem Blick auch die Jüngsten für diese stumme Sprache zu begeistern, als Choreografin kreiert sie Stücke zum »Ah!«- und »Oh!«-Rufen, aber ganz ohne Niedlichkeitsterror und mit feinem Sinn für die richtige Dosierung aller beteiligter Künste, Farben und Formen. Für diese Altersgruppe hat das in München (noch) Seltenheitswert. ||

CEREN ORAN: »ELEFANT AUS DEM EI«

Die Vorstellungen am 16. und 17. November im Giesinger Bahnhof sind bereits ausverkauft. Weitere Termine in Planung www.tanzbueromuennen.de

|| VORMERKEN! ||

18. bis 25. November

SPACES WE LIVE

Schwere Reiter / Tanztendenz | jew. 20 Uhr
Programm: www.tanztendenz.de

Das internationale Choreografenatelier der Tanztendenz flankiert seine Praxis mit Vorträgen zum Thema Raum, u. a. mit dem Philosophen Marcus Steinweg, dem Virtual-Reality-Spezialisten Dominic Eskofier, dem Leiter der Oberhausener Kurzfilmtage Lars Henrik Gass und der Theaterwissenschaftlerin Birgit Wiens. Eintritt frei!

Ab 19. November

CHRISTIAN SPUCK: »ANNA KARENINA«

Nationaltheater | 19./25. Nov., 1. Dez., 19.30 Uhr
Tickets: www.staatsballett.de

Die erste von zwei Premieren der Saison widmet das Bayerische Staatsballett einer der großen Frauenfiguren der Weltliteratur: Tolstois »Anna Karenina« in der Choreografie von Christian Spuck 2014 in Zürich uraufgeführt, zu einer Musikcollage u. a. aus Rachmaninow und Lutoslawski. Nun hat Spuck sein Historienstück mit den Münchnern einstudiert.

29. Nov. bis 1. Dez.

SIMON | HERWIG | PURUCKER: A DANCE TRIPLEX

Schwere Reiter | Dachauer Str. 141 | 20.30 Uhr | Reservierung: 089 7211015

Drei Arbeitsstände, drei Choreografen, drei Soli: Micha Purucker, Stephan Herwig und Zufit Simon haben schon mehrfach für- und miteinander gearbeitet. Nun sichten und reflektieren sie an einem Abend ihre künstlerische Praxis.

2. Dezember

RICHARD SIEGAL/BALLET OF DIFFERENCE: IF/THEN FÜR ALLE

Muffatwerk | 15–17 Uhr | www.balletofdifference.com

Einblick in seine einzigartige Methode der Bewegungsfindung und Choreografie gibt Richard Siegal, in Live-Ausschnitten und im Dialog mit Tanzexperten.

Ihren 20. Geburtstag feierte die israelische Kompanie Vertigo Dance 2013 mit einem Jubiläumsstück: »Vertigo 20« tourt seither durch die Welt und machte nun Station im Stadtsaal in Fürstenfeldbruck. In einem Blick zurück auf ihre Geschichte puzzelte Choreografin Noa Wertheim, zu Hause in einem Eco Art Village-Center in den Bergen zwischen Tel Aviv und Jerusalem, die Best-Ofs früherer Werke zusammen und kondensierte sie zu einem hochenergetischen, spannungsvollen Abendfüller. Elf Tänzerinnen und Tänzer in Tattoo-Spitzen-Optik und gebauschten Shorts finden und verlieren sich und finden sich wieder, hängen an und sitzen auf in die Wände eingelassenen Podesten, beäugen so das Geschehen. Behutsam-zögerlich stupsen und halten sich zwei, schwingen, suchen und finden ihr Gleichgewicht. Fliegen und fallen wie in den achtziger Jahren, drehen und kreiseln, heben und halten, ein Stampfen und Pulsieren, ein hüftbetonter Walzer – jede Sequenz scheint einer anderen Bewegungsweise gewidmet zu sein. Und doch fällt hier nichts auseinander, die Szenen im magischen Licht wandeln sich ganz organisch. Zum Schluss sieht man einer Familienfeier zu, ein Foto noch, dann blendet das Stück aus mit einem betörenden Bild aus weißen Luftballons und sanft sich wiegenden Tänzerinnen und Tänzern.

Fulminant

Die Theaterreihe des Veranstaltungsforums Fürstenfeld präsentiert hochenergetische Bewegungskunst.

Heiner Brummel, künstlerischer Leiter der Reihe Theater Fürstenfeld, startete mit »Vertigo 20« in seine achte Saison. Mit ähnlich fulminanter Bewegung geht es im neuen Jahr weiter – der Cirque le Roux lädt ein auf den Landsitz der schönen Miss Betty. »The Elephant in the Room« (22.2.2018) oszilliert zwischen Hollywood-Ambiente, Film noir und Akrobatik. Als drittes Tanzgastspiel neben zwei Theaterproduktionen bringt

Brummel dann noch den Dreierabend »Ballet? Rock it« (20.3.2018) kurz nach seiner Premiere beim Theater Augsburg. Marguerite Donlon, Ricardo Fernando und Riccardo De Nigris choreografieren eine Hommage an die Rockmusik: zu Nummern von Vasco Rossi, David Bowie und den mit 27 Jahren verstorbenen Brian Jones, Jimi Hendrix, Janis Joplin, Jim Morrison, Kurt Cobain und Amy Winehouse. Auf nach Fürstenfeld! Ausreichend Parkplätze sind vorhanden. || ks

THEATER FÜRSTENFELD

Stadtsaal | Fürstenfeld 12, 82256 Fürstenfeldbruck | alle Termine und Tickets: 08141 6665-444, www.fuerstenfeld.de

Ein unermüdlicher Sucher

PETRA HALLMAYER

Eigentlich hatte er ja geglaubt, er würde nach seinem Abschied von den Kammerspielen endlich einmal jenes Gefühl kennenlernen, für das in seinem Leben nie Raum war: die Langeweile. Aber dafür sind die Tage denn doch viel zu kurz. Wie viele Stunden ein Tag für Stefan Hunstein haben müsste, lässt sich nur mutmaßen, doch es müssten entschieden mehr sein, als die Uhr anzeigt.

Als einen »Getriebenen« bezeichnet er sich selbst. Der Schauspieler und Fotokünstler, der gerade eine große Videoinstallation über Kinder in der Messestadt Riem vorbereitet und am 14. November im NS-Dokumentationszentrum mit der Lesung »Liebesbriefe an Adolf Hitler« zu Gast ist, arbeitet immer an mehreren Projekten zugleich.

Über drei Jahrzehnte stand Stefan Hunstein in Freiburg, Bochum und München auf der Bühne. Er gehörte zum legendären Kammerspiele-Ensemble unter Dieter Dorn, ging mit diesem ans Residenztheater und kehrte unter Johan Simons' Intendanz an die Kammerspiele zurück. Danach nahm er sich eine Auszeit. Er wollte mehr Zeit haben für eigene Projekte wie sein »Musée Imaginaire«, in dem er mit nichts als Worten Bilder vor unserem inneren Auge entstehen lässt, oder die Performance »Die Wörter ruinieren das Denken«, eine Reflexion über den Beruf des Theaterschauspielers. Er wollte sich mit der Frage konfrontieren: »Was bleibt am Ende von all den Rollen und Texten, mit denen man sich so intensiv beschäftigt hat?« Heute kann er sagen: »Nichts ist verloren gegangen. Es ist alles noch da, in mir gespeichert.«

Stefan Hunstein, meinte Johan Simons einmal, sei »ein unermüdlicher Sucher und ungemein präziser Sprachkünstler, der jede Nuance eines Satzes auslotet«. Wer schon einmal mit ihm vor einer Premiere gesprochen hat, der weiß, mit welcher Unbedingtheit und leidenschaftlichen Ernsthaftigkeit er Texte erforscht. Er ist einer, der es sich nie leicht macht und der alles, was er tut, immer wieder grundsätzlich hinterfragt.

Einen »Skeptiker der Fotografie« nennt sich Hunstein, der seit seiner Jugend fotografiert. Ein Medium der Täuschung sei diese, schrieb er in seinem »Ersten photographischen Manifest«: »Sie tötet die Phantasie, sie fördert die Faulheit des Geistes und die Trägheit des Herzens.« Die Realität, die sie uns vorgaukelt abzubilden, erklärt er, »ist eine Lüge«, erst die Poesie, der künstlerische Blick bringt die Dinge zum Sprechen. Als ein »Spiel mit der Wirklichkeit« versteht er seine Fotoarbeiten, die sich oft der Malerei annähern wie in der Serie »Im Eis«, atemberaubende menschenleere Bilder, die während einer Reise in die Arktis entstanden sind. Vor allem aber setzt er sich in seinen Serien beharrlich mit der deutschen Geschichte auseinander. In »Wen Gott lieb hat, lässt er fallen, ins Berchtesgad'ner Land« führte er die Selbstinszenierung Hitlers auf dem Obersalzberg vor. In der Reihe »Schön war's!« kolorierte er Ansichtskarten aus den 50er Jahren zu einem bonbonbunten Psychogramm des sich in Verdrängung flüchtenden Nachkriegsdeutschland.

Sein tiefer Zweifel an der Abbildbarkeit der Wirklichkeit, sein Misstrauen gegenüber dem Authentizitätsschwindel prägt auch seinen Blick auf das Gegenwartstheater. Ein Theater, das behauptet, dass Menschen die Wahr-



Stefan Hunstein bezeichnet sich selbst als »Getriebenen«
© Katharina Abt

heit über sich selbst kennen und Kunst ein Illusionsmedium sei, »das glaubt, ein echter Verbrecher sei interessanter als ein Schurke von Shakespeare, und das Schauspieler durch Laien und Performer ersetzt«, meint er, »ist nicht meine Welt.« Wenn das Theater zunehmend auf künstlerische und poetische Reflexion verzichte, auf Oberflächen surfe, so Hunstein, verliere es seine ureigene Kraft. Dass er sich derzeit in seinem früheren Wohnzimmer, den Kammerspielen, nicht mehr künstlerisch zu Hause fühlen könnte, hat er in letzter Zeit sehr deutlich gemacht, etwa in seiner Rede zur Gisela-Stein-Ausstellung. Dabei, betont er, liege ihm ein konventionell verengter Kunstbegriff fern.

Der 60-Jährige ist in seiner Heimatstadt Kassel mit Kunst aufgewachsen. Sein Vater, »ein leidenschaftlich neugieriger und weltoffener Mensch«, war eng mit dem documenta-Begründer Arnold Bode befreundet. Im Haus des Zahnarztes saßen Künstler nächtelang beisammen, tranken und diskutierten. Hier begegnete der junge Stefan Joseph Beuys und Richard Serra, er war dabei, als Edward Kienholz die berühmte Antrassismus-Installation »Five Car Stud« aufbaute. Irgendwann traf er auch den Regisseur Nicolas Brieger, der ihm anbot, bei ihm am Bremer Theater zu assistieren.

So unbekümmert er damals losstürmte, um die Bühnen zu erobern, so grausam holten Stefan Hunstein die Selbstzweifel ein. »Als ich jung war, hab ich gedacht: Ich will das, ich kann das. Später dachte ich: Ich kann eigentlich gar nichts. Ich hatte so furchtbare, so existenzielle Ängste, dass jeder vernünftige Mensch gesagt hätte: Junge, du musst es lassen.« Nur »millimeterweise«, in schmerzlichen winzigen Schritten gelang es ihm, sich aus dem Klammergriff der Angst zu befreien. Erst im Residenztheater war es ihm möglich, »eine Bühne vollständig angstfrei und mit größter Lust zu betreten«.

Neben der Arbeit im Ensemble begann er bald schon eigene Projekte zu realisieren. Seit

er als junger Schauspieler mit schockartiger Verstörung die Aufzeichnungen des Auschwitz-Höf gelesen hat, hat ihn die Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit, den Mechanismen eines unfassbar brutalen Wahnsystems nicht mehr losgelassen. Im Lauf der Jahre hat er zahlreiche Lesungen und Inszenierungen erarbeitet, darunter eine umfangreiche Reihe mit dem Titel »Die Sprache bringt es an den Tag«. Zu ihr gehören neben Hitlers Tischgesprächen auch Liebesbriefe deutscher Frauen an den Massenmörder, Zeugnisse einer bizarren erotisch aufgeladenen Verehrung (»Heil Adöfllein«, »Du süßestes herzensbestes Lieb«), die, so Hunstein, zeigen, wie der Führerkult »bis in die

intimsten Fantasien vordrang«. Die Lesung, die eindringlich die »private Seite des Terrors« vorführt«, wird er nun noch einmal im NS-Dokumentationszentrum präsentieren.

Die theaterfreie Zeit ist für Stefan Hunstein mittlerweile vorbei. Er hat Gastrollen übernommen, stand als Faust in Düsseldorf auf der Bühne. 2018 wird Johan Simons ihn ans Schauspielhaus Bochum holen. Doch, versichert er: »Ich gehe nicht wirklich weg, auch wenn ich in Bochum arbeite. Ich gehöre hierher. Hier lebt meine Familie, und hier ist mein Publikum. Kein Engagement«, meint er, und darüber darf man sich von Herzen freuen, »könnte mich dazu verleiten, München ganz zu verlassen.« ||

LIEBESBRIEFE AN ADOLF HITLER

NS-Dokumentationszentrum | Briener Str. 34 | 14. Nov. | 19 Uhr | Tickets: 089 23367000
www.ns-dokuzentrum-muenchen.de

MUSÉE IMAGINAIRE - IM AUGENBLICK DES BILDES

Bayerische Akademie der Schönen Künste
Max-Joseph-Platz 3 | 16. Jan. 2018 | 19 Uhr

Anzeige

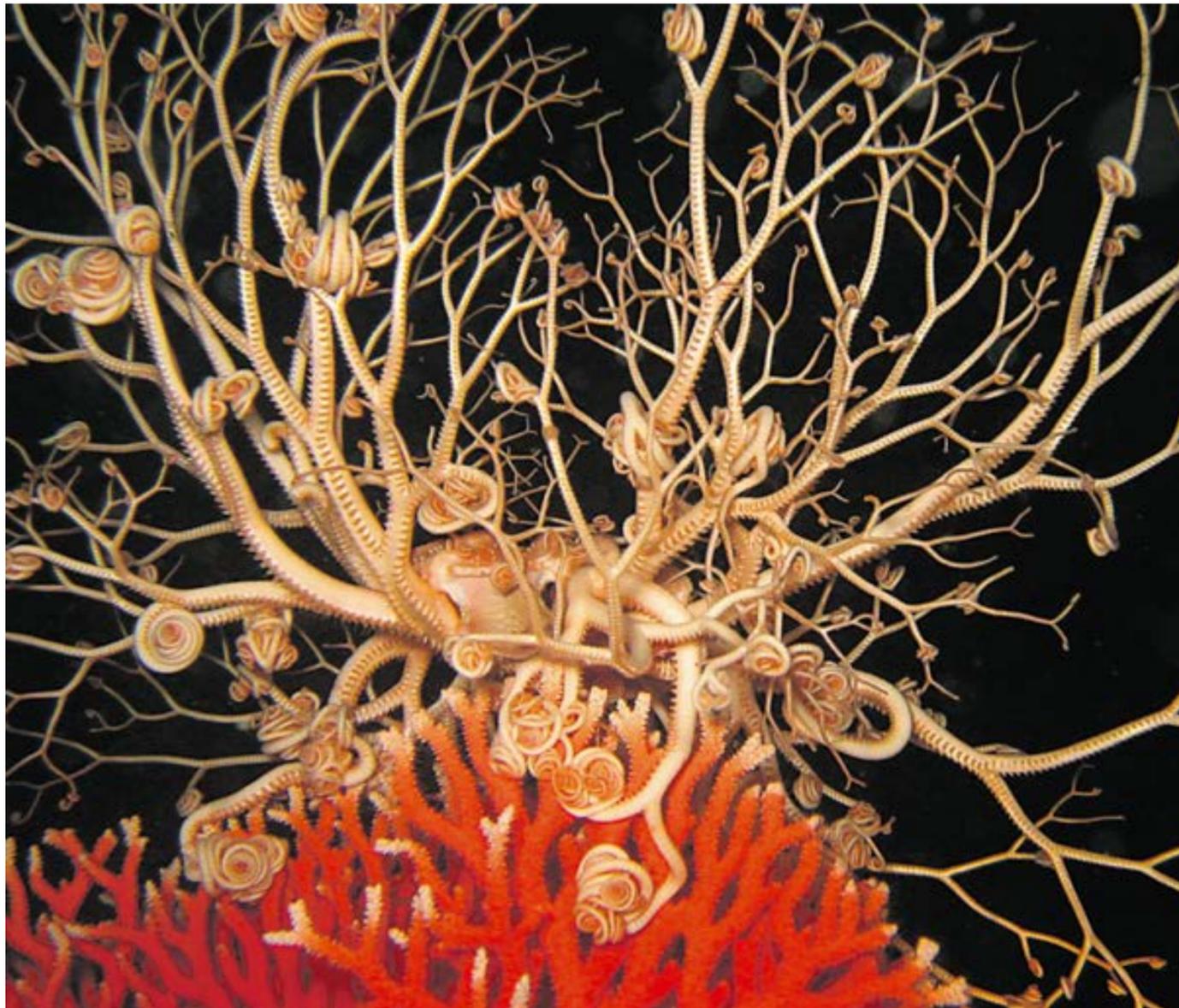
RESIDENZ
THEATER

4X

RESI

ALS
GESCHENK

www.residenztheater.de/geschenk-abo



Hydrokoralle *Errina antarctica* mit Gorgonenhaupt (*Gorgonocephalus* sp.) | © Michael Schrödl, 12. März 2006 | Chile, Südpatagonien, Canal Castillo (S 48° 44' 11.4" W 75° 24' 53.1") mit freundlicher Genehmigung der Zoologischen Staatssammlung München

Michael Schrödl Vom Werden

Die Uhren sind zurückgestellt, die Tage werden kürzer, die Zeit sagt: Innehalten! Gerade weil der November als Totenmonat gilt, liegt es nahe, übers Werden nachzudenken. Jeder spürt, dass wir in einem Umbruch leben. Gesellschaftssysteme verändern sich nicht nur massiv, manche sind auch gerade dabei zu zerbrechen. Das Münchner Symposium »Vom Werden – Entwicklungsdynamik in Natur und Gesellschaft« befasst sich mit Perspektiven einer »zukunfts-offenen Wertekultur im Dialog von Wissenschaft, Kunst und Bildung«. Der Mollusken-Experte Michael Schrödl (Zoologische Staatssammlung München) hat das Unterwasserbild aufgenommen, das eine Koralle zeigt, auf der ein Gorgonenhaupt wohnt. Dieses vielarmige Tier streckt beim Planktonfang seine Gliedmaßen der Wasserströmung entgegen, weil es so mehr Nahrung aufnehmen kann.

Da stellen sich Fragen: Welche Ideen und Konzepte sind geeignet, instabilen Phasen, unwägbareren Einflüssen und turbulenten Strömungen angemessen zu begegnen? Welche Beziehungsgefüge aus der Natur können als beispielhaft verstanden werden? Welche scheinbar getrennten Denk- und Lebenswelten lassen sich als verwandt erkennen? Welche Wege gibt es zu einer zufriedenstellenden eigenen Posi-

tion zwischen Werden und Vergehen? Die Schönheit des parasitären Unterwasserpaars könnte hoffnungsfroh stimmen: Wenn einer Koralle und einem Gorgonenhaupt das Zusammenleben auf eine ästhetische, pragmatische und bedingungslose Weise trotz der negativen Einflüsse durch den Menschen gelingt, sollte es doch auch über dem Meeresspiegel gehen. || cp

VOM WERDEN
SYMPOSIUM AM 8./9. DEZEMBER IN MÜNCHEN
10. Dezember

Thematische Exkursionen durch Forschungsinstitute und Museen der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen Bayerns

Mit Beiträgen von Wissenschaftlern, Künstlern und Publizisten
Großer Hörsaal im Botanik-Gebäude, Botanischer Garten, ausgewählte Münchner Institutionen der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen | Programm und Informationen: www.vom-werden.de



Doris Dörrie | © Volker Derlath

»Der beste Kinofilm entsteht beim Lesen in unseren Köpfen«

Doris Dörrie gestaltet beim diesjährigen Literaturfest das forum:autoren. Das Programm steht unter dem Motto »Alles Echt. Alles Fiktion«. Wir sprachen mit der Filmemacherin und Romanautorin über ihre kuratorische Linie und über das vertrackte Verhältnis von Dichtung und Wirklichkeit.

LITERATURFEST

15.11.–3.12.2017

Frau Dörrie, Sie kuratieren in diesem Jahr das forum:autoren-Programm beim Literaturfest. Worauf setzen Sie den Akzent? Der Akzent liegt ganz klar auf dem Memoir und allem, was autobiografisch verbürgt ist. **Autoren wie Karl Ove Knausgård, Enrique Vila-Matas oder Emmanuel Carrère feiern schon seit Jahren internationale Erfolge mit ihren autobiografischen Erzählungen. Was macht das Thema für das Literaturfest gerade jetzt so spannend?**

Sie haben bei Ihrer Aufzählung natürlich die Frauen vergessen! Die kommen bei uns besonders zum Zuge, um über ihre Welten erzählen. Zum Beispiel gleich am Anfang Deborah Feldman und Ariel Levy – zwei sehr unterschiedliche Autorinnen, die darüber berichten, wie es ist, sich heute als Frau den Weg zu bahnen. Und diesen Weg entschlossen zu gehen. Aber auch eine junge Frau, die einen bemerkenswerten Roman geschrieben hat, wäre zu nennen: Alina Herbing und ihr Buch »Niemand ist bei den Kälbern«. Oft sind Romane ja auch autobiografisch geerdet, und manchmal lässt sich gar nicht genau bestimmen, was daran der biografische Anteil ist.

Das Forum steht unter dem Motto: »Alles echt. Alles Fiktion« – was genau heißt das?

Das heißt, dass wir uns augenblicklich in einer Welt befinden, in der wir ständig Narrative erfinden oder selbst zu einem Narrativ werden. Wir befinden uns in einer durch und durch fikionalisierten Welt und haben gleichzeitig diesen großen Realitätshunger, den wir immer schmerzlicher verspüren, weil um uns herum alles zusehends zur Fiktion gerinnt. Deshalb, glaube ich, ist die Sehnsucht nach dem autobiografisch Verbürgten in der Literatur heute so besonders groß.

Die Frage nach Identität und Zugehörigkeit, aber auch die nach Fakt oder Fake treiben heute auch das politische Denken um. Welche Tendenzen sehen Sie in dem Zusammenhang? Und wie wird das forum:autoren sie thematisieren?

Die Gefahr heutzutage ist, dass durch die Identitätsfrage viele nur noch das Nationale betonen und alle nur noch ihre Wurzeln spüren wollen und dabei nicht mehr den Blick in die Weite zulassen. Das ist eine fatale Entwicklung und auch eine Bruchstelle, an der wir uns gerade befinden.

Wie stellt sich die Situation beim Film dar? Wenn man sich das Blockbusterkino anschaut, scheint die Fiktion beständiger zu sein als in der Literatur.

Auch im Film zeigt es sich in einer Sehnsucht nach dem Dokumentarischen.

Blickt man gerade in die Buchregale, sind diese voll mit Nabelschau. Führt das beim Leser auf die Dauer nicht zur Ermüdung? Meinen Sie nicht, dass die Sehnsucht nach Fiktion wieder wächst?

Das mag sein, ich denke aber, im Moment ist es genau andersherum. Wir müssen uns

gerade neu verorten und uns fragen: Wo sind wir eigentlich noch wirklich und wo sind wir noch real vorhanden? Was ist tatsächlich noch der Boden unter unseren Füßen?

Aber kann nicht auch ein breit angelegter Gesellschaftsroman ein persönliches Buch sein?

Aber natürlich, auch ein Klassiker wie »Madame Bovary« etwa ist ein sehr persönlicher Roman.

Wie halten Sie es bei Ihrem eigenen Schaffen mit dem Verhältnis von Fiktion und Wirklichkeit?

Das Verhältnis schillert und changiert, als Autor kann man nicht genau festmachen, wie hoch der Realitätsanteil ist. Beim Film ist es so, dass ich versuche, mich in reale Gegenden zu begeben und da die Realität mitspielen lasse in meiner Fiktion. Besonders sichtbar ist das bei »Grüße aus Fukushima«, wo die reale Katastrophe nicht nur das Motiv, sondern auch die Umgebung der gesamten Geschichte ist.

Welchen Einfluss wird ihr Zugang über das filmisch Visuelle auf das Programm haben?

Es gab ja bisher nie Film in diesem Programm, ich werde daher meine drei Japanfilme als Masterclass anbieten. Dort werde ich auch erzählen, inwieweit sich die Fiktion in die Realität gedrängt hat und andersherum. Es werden Dokumentarfilme zu sehen sein, und es wird einen Dokumentarfilmworkshop geben. Darüber hinaus gibt es Graphic Novels und auch Podcasts zu entdecken – diese sehr künstliche Grenze zwischen Text und Bild, aber auch zwischen Text und Ton versuche ich nämlich aufzuheben.

Die Podcasts sind Ihnen ein besonderes Anliegen.

Podcasts sind so ein großartiges Medium, und ich verstehe nicht, warum wir in der Hinsicht in Deutschland noch so auf der Leitung stehen. Denn erst mal sind sie, im Unterschied

zum Film etwa, sehr billig zu produzieren. Sie gehen ganz anders mit medialen Welten um, im Unterschied zur »reinen« Literatur, und man kann so wie in einer Fernsehserie seriell erzählen, wie das die Amerikaner ja schon eine ganze Weile sehr toll machen. Sie einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, finde ich wichtig.

Welche Podcasts begeistern Sie denn im Augenblick am meisten?

»This American Life«, »The Moth« oder »Welcome to Night Vale«, ich könnte so viele nennen ...

Wie sinnvoll ist es für Sie, Genreunterscheidungen zwischen Film, Literatur und anderen erzählerischen Formen aufrechtzuerhalten?

Für mich hat das nie Sinn gemacht, wenn ich anfangs zu schreiben, weiß ich auch nie, ob das jetzt ein Film wird oder ein Buch, ich mache da deshalb keine Unterscheidung, weil ich wie auch jeder Leser weiß, dass der beste Kinofilm in unseren Köpfen entsteht, während wir lesen. Deshalb gibt es für mich diese Unterscheidung nicht.

Kann das Kino etwas, was die Literatur nicht kann?

Lassen Sie mich mal überlegen. Ich probiere es mal so rum: Literatur kann Action erzählen, sie kann von Emotionen erzählen, sie kann von der Historie erzählen oder von der Zukunft. Ne, ich glaube, der Kinofilm kann tatsächlich nicht mehr als das Buch. Sondern andersherum: Das Buch kann immer mehr, weil das Buch keine Schwerkraft kennt. Im Film kämpfen wir immer mit der Schwerkraft. Im Text ist das im Handumdrehen passiert. ||

INTERVIEW: CHRIS SCHINKE

Programm und Infos zum Literaturfest unter www.literaturfest-muenchen.de

Anzeige

München ist humptata.

Hier nicht. www.freieszenemuc.de

Fest der Bücher und Autoren



Doris Dörrie | © Volker Derlatz



Olli Dittrich | © Beba Franziska Lindhorst



Daniel Schreiber | © Amy Patton



Amy Liptrot | © Finn McArthur

Vom 15. November bis 3. Dezember bietet das Literaturfest München Symposien, Lesungen, Diskussionen, Workshops und Filme, die große Buchausstellung der Münchner Bücherschau im Gasteig, den Markt der unabhängigen Verlage und als zentralen Festivaltreffpunkt mit künstlerischem Programm die Panoptikum-Bar im Ausstellungsraum des Literaturhauses. Hier unsere Veranstaltungstipps. Weitere Informationen und das ausführliche Programm unter: www.literaturfest-muenchen.de.

LITERATURFEST

15.11.–3.12.2017

DOKU ODER DICHTUNG – OLLI DITTRICH, DORIS DÖRRIE

Er ist ein Chamäleon. In die denkbar unterschiedlichsten Rollen ist er schon geschlüpft, hat sie sich einverleibt, angeeignet. Wenn Olli Dittrich – der im früheren Leben auch einmal Bandmitglied oder Theatermacher oder Produktmanager war und vor allem auch durch die seit 2004 laufende lose TV-Reihe »Dittsche« (WDR) Popularität erreichte – sich mit größter Akribie und Finesse für eines seiner seltenen Fernsehstücke vorbereitet, dann nimmt er ganz Mimik, Gestik und Habitus des von ihm Porträtierten an. Olli Dittrich ist ein kongenialer Menschenanverwandler. Seine besten Menschenporträts sind vielleicht immer noch jene, die er im perfekten Zusammenspiel mit Anke Engelke in der Fernsehreihe »Blind Date« gab. Solche TV-Formate sind rare Fernsehjuwelen.

An diesem medialen Cross-over-Abend im Rahmen des Literaturfests wird Olli Dittrichs vor einiger Zeit in der ARD ausgestrahltes Fernsehstück »Schorsch Aigner: Der Mann, der Franz Beckenbauer war« noch einmal zu sehen sein, diese Mischform aus Dokumentarischem, Fiktivem und Kabarettistischem. Ist er's, oder ist er's nicht, der Kaiser, der Beckenbauer Franz? Eigentlich egal. Hauptsache, Dittrich! Auch Dittrichs jüngst gesendetes Stück »Der Meisterreporter – Sigmar Seelenbrecht wird 81« wird gezeigt. So gibt es den konzisen Verwandlungskünstler, der 2016 auch schon 60 wurde, auf allen ein- wie zweidimensionalen Ebenen: auf der Leinwand in seinen TV-Stücken und auf der Bühne live im Gespräch mit Regisseurin Doris Dörrie. Beides in Farbe. ||

THILO WYDRA

DOKU ODER DICHTUNG – OLLI DITTRICH, DORIS DÖRRIE

17.11. | 20.30 Uhr | Literaturhaus, Saal

SYMPOSION I: LÜGE UND FIKTION

SYMPOSION II: LÜGE IN ERINNERUNG

Leben wir tatsächlich in postfaktischen Zeiten? Wie können sich seriöse journalistische Stimmen in dem immer schriller ausgetragenen Wettkampf um Aufmerksamkeit behaupten? Wie lässt sich schreibend Wirklichkeit erfassen und wie viel Fiktion steckt auch in historiografischen und wissenschaftlichen Texten? Mit solchen Fragen befassen sich zum Auftakt eines zweitägigen Symposions vier »Experten« in Pecha-Kucha-Präsentationen, bebilderten Kurzvorträgen, unter dem Motto »Lüge und Fiktion«.

Zu den Referenten gehören der Tübinger Amerikanistik-Professor Michael Butter, der ein Forschungsprojekt über Verschwörungstheorien leitet, der SZ-Korrespondent Kai

Strittmatter, der in China täglich mit einer manipulativen, auf Desinformation abzielenden Propagandamaschinerie konfrontiert ist, und der ehemalige »Spiegel«-Reporter und Mitbegründer einer Online-Journalistenschule Cordt Schnibben.

Der prominenteste Gast ist Klaus Theweleit, der 1977 mit seinen an analytisch luziden und aufregend neuen Denkpulsen reichen »Männerphantasien« zum intellektuellen Popstar wurde. Seine darin anhand der Freikorps-Literatur der zwanziger Jahre entwickelten Thesen greift er in »Das Lachen der Täter: Breivik u.a.« erneut auf und wendet sie als Passepartout zur Erklärung von Gewaltexzessen an, deren Täterspektrum vom Rechtsterroristen Breivik über die Roten Khmer, die Death Squads in Guatemala und afrikanische Kindersoldaten bis zu IS-Dschihadisten und Neonazis reicht. Wider die eilfertige mediale Psychopathologisierung von Mördern postuliert Theweleit eine dem ganz normalen »Mann-Typ« inhärente körperlich und sexuell konnotierte Tötungslust, die sich mit politisch-ideologischer und religiöser Begründungsrhetorik tarnt. Wie schludrig und undifferenziert er dabei allerdings immer wieder argumentiert und wie schnoddrig polternd er die Arbeit anderer Autoren entwertet, ist mehr als nur befremdend. Reichlich Diskussionsstoff für ein spannendes Podiumsgespräch aber wird der streitbare Kulturtheoretiker sicherlich liefern.

Um »Lüge in Erinnerung« kreist der zweite Teil des Symposions, der einen Dialog zwischen Naturwissenschaft, Philosophie und Religion anstoßen möchte. Als Exotin im Kreis der Akademiker spricht die Zen-Lehrerin Beate Genko Stolte über den buddhistischen Begriff des Ichs als Illusion, der mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen durchaus kompatibel ist. Mit menschlichen Selbsttäuschungen, der Konstruktion von Erinnerung und Identität beschäftigen sich die an der LMU lehrende Philosophin Monika Betzler und der Biologe und Hirnforscher Martin Korte, der in seinem Buch »Wir sind Gedächtnis« aufzeigt, wie wir autobiografische Erinnerungen kontinuierlich neu umschreiben und aus ihnen unser Selbstbild kreieren. Der Biologe und Autor Werner Siefer erläutert die evolutionären Grundlagen des »Erzählintinktes« und die immense Bedeutung von Narrativen für Individuen und Gesellschaften und erklärt uns, warum der Mensch ein Homo narrans oder ein »storytelling animal« ist. ||

PETRA HALLMAYER

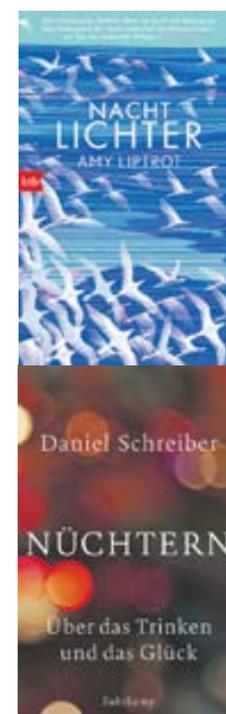
SYMPOSION, TEIL I: LÜGE UND FIKTION
18.11. | ab 13 Uhr | Literaturhaus, Saal
Moderation: Maike Albat

SYMPOSION TEIL II: LÜGE IN ERINNERUNG
19.11. | ab 13 Uhr | Literaturhaus, Saal
Moderation: Werner Bartens

WOHER ICH KOMME – DANIEL SCHREIBER AMY LIPTROT

Mit 18 Jahren verlässt Amy Liptrot die Orkneyinseln Richtung London. Für immer – denkt sie. Zwölf Jahre später empfängt ihre Mutter am Hafen von Kirkwall eine alkoholkranken junge Frau, die alles verloren hat: den Job, die Wohnung, den Freund und den inneren Kompass. Was als kurzer Besuch geplant war, entpuppt sich als langer Weg zur Heilung: Liptrot erzählt, wie sie sich »angeregt von der Energie des Meeres und des Windes« ihr Leben in der rauen Küstenlandschaft zurückerobert und die in London empfundene »Leere mit neuem Wissen und Momenten der Schönheit« füllt. Beim forum:autoren trifft Liptrot auf Daniel Schreiber, dessen Essay »Zuhause« fabelhaft mit ihren »Nachtlichtern« korrespondiert. In London »von einer nicht mehr zu übersehenden Leerstelle auf meiner inneren Landkarte« geplagt, analysiert der Berliner Autor das Grundbedürfnis des Menschen nach Verortung. Wie Liptrot sucht er dafür auch den Ort seiner Kindheit auf – allerdings vornehmlich in Gedanken, flankiert von Barthes, Camus, Derrida, Didion, Hustvedt und anderen Denkerinnen. Zusätzlichen Gesprächsstoff dürfte Schreibers vorheriger persönlicher Essay bieten mit dem vielsagenden Titel: »Nüchtern«. ||

TINA RAUSCH



DANIEL SCHREIBER, AMY LIPTROT – WOHER ICH KOMME

20.11. | 20.30 Uhr | Literaturhaus, Saal | Moderation und deutsche Lesung: Knut Cordsen

AMY LIPTROT: NACHTLICHTER

Aus dem Englischen von Bettina Münch btb, 2017 | 352 Seiten | 18 Euro

DANIEL SCHREIBER: ZUHAUSE

Hanser, 2017 | 144 Seiten | 18 Euro

DANIEL SCHREIBER: NÜCHTERN

Suhrkamp, 2016 | 159 Seiten | 9 Euro



John Elnathan | © Alia Sieg

VERLOREN, MEIN ICH – ELNATHAN JOHN

»Die Jungs, die in Bayan Layi unter dem Baobab schlafen, prahlen gern damit, dass sie jemand umgebracht haben.« Grausam lakonisch beginnt Elnathan Johns Roman »An einem Dienstag geboren«, der in den Norden Nigerias führt. Während blutiger Unruhen flüchtet sich darin der Straßenjunge Dantala in eine Moschee, deren Imam Sheikh Jamal sein Lehrer und Ersatzvater wird. An dessen Seite aber inszeniert ein fanatischer Islamist seinen Aufstieg, der unverkennbar an Mohammed Yusuf, den Gründer der Boko Haram, erinnert. Vergebens versucht der Imam, der für eine friedliche Koexistenz mit den Schiiten eintritt, die Gewaltspirale aufzuhalten. Ins Gefängnis geworfen verwandelt sich Dantala unter der Folter in ein »Schwarzes Gespenst«, einen, der nicht sterben kann. Am Ende kommt er frei, doch er hat alles verloren – bis auf sein Leben. In einer klaren, eindringlichen Sprache schildert John Korruption, Polizeiterror und islamische Radikalisierung, erzählt von Hoffnung, Ohnmacht, Liebe und Freundschaft in einer Welt, von der wir viel zu wenig wissen. || ph



ELNATHAN JOHN – VERLOREN, MEIN ICH
21.11. | 20.30 Uhr | Literaturhaus, Saal
dt. Lesung: Wiebke Puls | Moderation: Cornelia Zetzsche

AN EINEM DIENSTAG GEBOREN
Aus dem Englischen von Susann Urban | Afrika
Wunderhorn, 2017 | 250 Seiten | 24, 80 Euro



Robert Menasse | © Rafaela Prohl

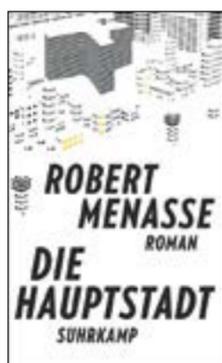
ROBERT MENASSE

Am Anfang jagt eine wahrhaftige Sau durchs Dorf. Es ist ein ziemlich gewaltiges Dorf, von dem hier die Rede ist, die Stadt Brüssel nämlich. Ihr Porträt zeichnet der Wiener Autor Robert Menasse, und er verlässt sich bei seinen pointenreichen Schilderungen im Milieu der EU-Bürokratie zum Glück nicht auf das gängige Vorurteil des blind wütenden Verwaltungsungeheuers. Robert Menasses Brüssel ist ein pulsierender Organismus – er ist die eigentliche Hauptfigur in dem gut 450 Seiten starken von Charakteren wimmelnden Buch, das man unumwunden als ersten waschechten EU-Roman bezeichnen kann.

Hundertprozentig verstehen tut sich hier niemand, was auch am Sprachwirrwarr nebeneinander existierender Dialekte liegen mag. Nicht falsch verstehen: Menasse schießt nicht gegen die Kakophonie der beschlusslähmend vielen Stimmen, sondern feiert das sublimale Sprachspiel. Das Übel sind hier nicht die Institutionen, sondern das Miteinander korumpierende Nationalstaaten.

Es ist die DNA seines Essays »Der Europäische Landbote«, der Menasse die Prosa-Komposition seiner »Hauptstadt« aufgefropft hat. Auch darin schon plädiert der Autor für ein post- und supranationales Europa. In den gelungenen Passagen des soeben mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichneten Romans fliegen beim Transponieren vor Esprit die Funken, in den weniger gelungenen ächzt diese Konstruktion leider ein bisschen wie besagte durch Brüssel gejagte Sau. ||

CHRIS SCHINKE



ROBERT MENASSE
22.11. | 19 Uhr | Gasteig, Carl-Orff-Saal
(wegen starker Nachfrage anders als im Programmheft!) | Moderation: Knut Cordsen

DIE HAUPTSTADT
Suhrkamp, 2017 | 459 Seiten | 24 Euro



Frank Witzel | © Maja Bechert

ALLES ERFUNDEN? – FRANK WITZEL

In seinem preisgekrönten Roman »Die Erfindung der Roten Armee Fraktion durch einen manisch-depressiven Teenager im Sommer 1969« hat Frank Witzel eine Sonde durch die Zeit gelassen, um die Jahre seiner Jugend unterziehen. Nun geht er in »Direkt danach und kurz davor« noch ein paar Jahre zurück, in die unmittelbare Nachkriegszeit. Diese kennt er nicht mehr aus eigener Anschauung, und die Eltern haben sie seinerzeit beschwiegen. So hat sich Witzel den Jahren nach 1945 »in einem fragenden Modus« genähert, wie er dem Deutschlandfunk Kultur kürzlich erzählte. Für den Leser bedeutet das, dass er einem Chor an Stimmen begegnet, der ihn mit Fragen und Hypothesen rund um ziemlich rätselhaft Vorgänge konfrontiert. Wenn sich dabei Misstrauen und Ratlosigkeit einstellen, so ist das gewollt. Man hat den Roman assoziativ und atmosphärisch zu lesen, die Stimmung in der fiktiven Stadt ohne Namen ist düster. Schutt, Trümmer und Trauma: »Die Granaten hatte man geräumt, aber das Feld war mit sogenannten Seelenlöchern übersät.« Pures »BRD Noir« könnte man in Anspielung auf das fulminante Gesprächs(sach)buch sagen, das Witzel im vergangenen Jahr mit dem Historiker Philipp Felsch gemacht hat. Oder: Die Mörder sind unter uns. ||

FLORIAN WELLE



FRANK WITZEL – ALLES ERFUNDEN?
24.11. | 18.30 Uhr | Literaturhaus, Saal
Moderation: Elke Schmitter

DIREKT DANACH UND KURZ DAVOR
Matthes & Seitz, 2017 | 552 Seiten | 25 Euro

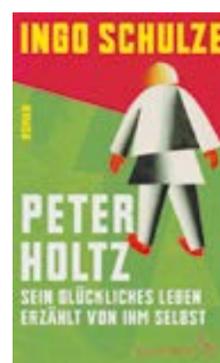


Ingo Schulze | © Gabby Gerster

ALLES ERFUNDEN? – INGO SCHULZE

Unsere Welt ist aus den Fugen, da kommt ein Schelmenroman gerade recht. Lachen und Verlachen als Antidot! Das war schon bei »Dyl Ulenspiegel« so, beim »Abentheuerlichen Simplicissimus Teutsch«, schließlich bei der »Powenzbande« von Ernst Penzoldt. Peter Holtz hat Ingo Schulze seinen Ich-Erzählerschelm getauft – zwischenzeitlich firmiert er auch als Peter Punk. Das Holz, aus dem dieser Holtz geschnitzt ist: Idealismus gepaart mit einer gehörigen Portion Naivität. In den 70er Jahren wächst Holtz als DDR-Heimkind auf, macht sich von Anfang an nichts aus Geld. In der Wendezeit dann kämpft er für eine christlich-kommunistische Demokratie, dann aber wird er wider Erwarten und Willen schwerreich. Peter Holtz: die Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft?

Wer wissen will, wie man Geld wieder loswird, dem sei unbedingt diese karnevaleske Narretei voller spitzbübisch subversiver Kraft ans Herz gelegt. Denn verraten wird an dieser Stelle natürlich nichts, nur so viel: »Die Erregung unserer Bevölkerung wie ihrer Schutzorgane hat meinen Verdacht zur Gewissheit werden lassen: Ich habe tatsächlich den wunden Punkt unserer Gesellschaft entdeckt, der eben auch jener Punkt ist, von dem aus sie kuriert werden kann.« || fw



INGO SCHULZE – ALLES ERFUNDEN?
24.11. | 20.30 Uhr | Literaturhaus, Saal
Moderation: Tobias Lehmkühl

PETER HOLTZ. SEIN GLÜCKLICHES LEBEN ERZÄHLT VON IHM SELBST
S. Fischer, 2017 | 576 Seiten | 22 Euro

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG |
www.ulenspiegeldruck.de
Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Sylvie Bohnet,

Jürgen Katzenberger, Susanne Gumprich, Monika Huber,
Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl,
Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Christiane Wechselberger
Online-Redaktion Matthias Pfeiffer
Autoren dieser Ausgabe Thomas Betz (tb), Philipp Bovermann (pbo), Ralf Dombrowski (rd), Georg Etscheid (ge),
Gisela Fichtl (gf), Stefan Frey (sfr), Sofia Glasl (sog), Iseult Grandjean (sg), Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sih),
Frank Kaltenbach (fk), Christine Knödler (ckn), Arne Kotlermann (ako), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl),
Gabriella Lorenz (lo), Ulrich Möller-Arnberg (uma),

Jürgen Moises (jm), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mat),
Tina Rausch (tir), Karl-Otto Saur (kos), Chris Schinke (cs),
Katja Schneider (kas), Anna Schürmer (asch), Klaus von Seckendorff (kvs), Silvia Stammen (sis), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dwa), Christiane Wechselberger (cw),
Florian Welle (fw), Thilo Wydra (wyd)

Online-Redaktion: Matthias Pfeiffer

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25.000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement
jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 25 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung: Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS



Deborah Feldman | © Matthias Bothor

»Wenn ich nicht jüdisch war, existierte ich nicht«

KLAUS VON SECKENDORFF

Wer sich in Brooklyn in die Gegend von Williamsburg verirrt, wo schwarz gekleidete Männer mit Schläfenlocken das Bild prägen, fühlt sich in ein osteuropäisches Shtetl zurückversetzt. Die Gemeinde der Satmarer zählt zu den Hardlinern unter den ultraorthodoxen Gruppierungen der jüdischen Welt. Wer sich von ihnen lossagt, gilt als Verräter an Volk und Glauben. Bekommt man mit, in welcher Weise die Aussteigerin Deborah Feldman angegriffen und diffamiert wurde, könnte man meinen, ihr Debüt »Unorthodox« sei eine gnadenlose Abrechnung. Aber ihre Schilderung einer radikalen Loslösung, die 2012 in den USA ein Megaseller war und es 2017 in Deutschland als Taschenbuch auf die Bestsellerliste Sachbuch des »Spiegel« gebracht hat, kommt ohne Denunziation aus.

Empfänglich und detailreich erzählt Feldman über ihre von strengen Dogmen geregelte Kindheit, die Auflehnung eines neugierigen Mädchens gegen die völlige Abschottung von allem Weltlichen. Was war ihr wichtigstes Anliegen als Autorin? »Die entscheidende Frage lautete: Wie bringe ich meine Lebensgeschichte so aufs Papier, dass Menschen, denen diese Welt ganz fremd ist, sie trotzdem unmittelbar verstehen können. Ich habe mich dafür entschieden, aus der damaligen Ich-Perspektive zu erzählen, damit der Leser die Gelegenheit hat, mit mir zu wachsen und die Bedeutung neuer Entwicklungsschritte einzuschätzen.« Deborah Feldman berichtet im Gespräch mit dem Autor von der großen Selbstüberwindung, die es brauchte, ihren Weg zu gehen: »Ich hatte als Kind den Instinkt, ständig alles in Frage zu stellen. Und ich habe mich deshalb für schuldig gehalten. Von außen wurde das ständig bestätigt, und es war sehr schwierig, mich von dem Glauben zu lösen, dass ich im Inneren schon verdammt war.«

Besonders fremd wirkt ein radikaler Grundgedanke der Satmarer, auf den nur verfallen konnte, wer angesichts des Holocausts sonst an seinem Glauben hätte (ver)zweifeln müssen. Die Schoah wird als Strafe für die Abkehr assimilierter Juden von einem orthodoxen Leben verstanden, die ein weiteres Mal droht, falls man nicht sein ganzes Leben an

den strengen Ge- und Verböten ausrichtet und alles Leid als Chance betrachtet, für eine absurde Schuld zu büßen: dass man Auschwitz oder Theresienstadt überlebt hat.

Über viele Jahre ihrer Kindheit und Jugend hinweg ist es Deborah Feldman gelungen, sich trotz gängelnder Kontrolle und einer verordneten Ehe aus der fundamentalistischen Gemeinde zu lösen, Schreibkurse an einem College zu besuchen und als begabte Autorin eines feministischen Blogs von einer Literaturagentin entdeckt zu werden. Bestsellerautorin mit 26, das klingt nach einer Erfolgsgeschichte. Aber ihr Leben war weiter von Entfremdung bestimmt, sei es als Prominente, die von den Medien im Sinne massentauglicher Klischees definiert wurde, sei es als ihrer religiösen Vergangenheit Entwurzelte, die sich im Ghetto reicher, säkularer Juden der Upper East Side fremd fühlt und Fragen nicht entkommt, über die sie längst erhaben zu sein schien: »Wie genau ist mir das Jüdischsein eingepägt?« Eingepägt ausgerechnet im Sinne einer, bei allem aufklärerischen Impetus, rassistischen Idee: »Wenn mein Blut jüdisch ist, ist es meine Seele auch. Was genau ist es, das ich geerbt habe?« Nach ihrem Befreiungsakt steht die Aussteigerin vor dem Nichts und muss erkennen, dass man Wurzeln nicht einfach abhacken kann: »Wenn ich nicht jüdisch war, existierte ich nicht.«

Entfremdung und Ringen mit vermeintlich Überwundenem wurden zum Ausgangspunkt von Deborah Feldmans zweitem Buch. »Exodus« ist 2015 in den USA erschienen und nie auf den deutschen Markt gekommen. Gewissermaßen ersetzt wurde es hierzulande durch das 2017 erschienene »Überbitten«, das in langen Passagen mit dem Zweitwerk auf dem amerikanischen Markt übereinstimmt. Aber beim Verfassen von »Exodus« hatte sich die Erfolgsautorin nach eigener Aussage unter Druck setzen lassen. Resultat war eine Umgehung, mit der sie trotz euphorischer Danksagungen an den Verlag nicht glücklich werden sollte. Ihre Europareise auf den Spuren jüdischer Identität wurde in den Hintergrund gedrängt durch intime Schilderungen

der Suche nach einem von traumatisierenden Zwängen befreiten Liebesleben. Wenn es auch in »Überbitten« immer wieder um Schwierigkeiten nicht nur im erotischen Umgang mit Männern, wie dem Nazi-Enkel Markus, geht, steht dies nun in engem Zusammenhang mit dem Grundthema ihres siebenjährigen Selbstfindungstrips. Immer von Neuem ringt die Autorin mit einem psychologisch nachvollziehbaren »Überlebensschuldgefühl«, das sie von ihrer geliebten Großmutter geerbt zu haben meint, obwohl ihr Verstand ein solches »Die Toten leben durch mich« zugleich als Dogma ihrer Erziehung erkennt.

Die Autorin will sich befreien von der »Falle der Vergangenheit« und sucht doch gerade dort immer wieder – insbesondere auf den osteuropäischen Lebensspuren der Großmutter – ihre Identität. Ein ähnliches Wechselspiel ergibt sich konsequent bei Feldmans Schilderung von europäischen Städten wie Paris und insbesondere ihrem neuen Lebensmittelpunkt Berlin – das verklärt wird als geradezu paradiesisches Gegenbild zum »endlosen Wettkampf um Geld und Statussymbole«, eine »weit über ihrem eigenen Entwurf« stehende Metropole des freien, philosemitischen Geistes, deren Bewohner »überall« in Bücher vertieft sind. Kippt solche Idealisierung nicht zwangsläufig um in ein umso bedrohlicheres Gegenbild vom Antisemitismus in einer Stadt, die nun mal kein Schmelztiegel wie New York ist?

So glaubwürdig dieses Hin und Her zwischen von der Vergangenheit geprägtem und verzweifelt eine neue Heimat suchendem Blick wirkt, verlangt es dem Leser über etwas mehr als 700 Seiten hinweg Geduld ab. Die Darstellung ist überlagert von immer neu in sich kreisenden Reflexionen, die oft das Schreiben als Selbsttherapie über das Bestreben stellt, Lesern den schwierigen Weg zu einer jüdischen Identität jenseits der Religion zu vermitteln.

So gesehen wäre es wünschenswert, wenn Deborah Feldman in München (das sich überraschend als Stadt ihrer Vorfahren mütterlicherseits erweist) nicht nur aus »Überbitten« lesen würde. Aber erstens ist dies aus Sicht der Autorin das »tiefere« Buch, zweitens aus Sicht des Buchmarktes das aktuellere – und drittens sind Lesungen in dieser Hinsicht selten unorthodox. ||

Anzeige

Vom Werden
Entwicklungsdynamik in Natur und Gesellschaft

Perspektiven einer zukunftsorientierten Wertekultur im Dialog von Wissenschaft, Kunst und Bildung

SYMPOSIUM
8./9. Dezember 2017

EXKURSION
10. Dezember 2017

Botanische Staatssammlung München
Botanischer Garten München-Nymphenburg und weitere Institutionen der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen Bayerns
Beatrice Voigt Kunst und Kulturprojekte & Edition, München

www.vom-werden.de



DAS ZERSPLITTERTE ICH: DEBORAH FELDMAN, ELENA LAPPIN, ARIEL LEVY
18.30 Uhr Deborah Feldman | Moderation: Sandra Kegel (FAZ) | Elena Lappin ab 19.30 Uhr und Ariel Levy ab 20.30 Uhr
Literaturhaus, Bibliothek

DEBORAH FELDMAN: ÜBERBITTEN. AUTOBIOGRAFISCHE ERZÄHLUNG
Aus dem Amerikanischen von Christian Ruzicska | secession, 2017 | 704 Seiten | 28 Euro

Deborah Feldmans Buch »Unorthodox« über ihren Ausstieg aus einer ultraorthodoxen Gemeinde hat Furore gemacht. Inzwischen ist die Fortsetzung ihrer biografischen Auseinandersetzung erschienen, »Überbitten«. Auf dem Literaturfest gestaltet die Autorin unter dem Titel »Das zersplitterte Ich« mit Elena Lappin und Ariel Levy den ersten Abend des forum:autoren.

LITERATURFEST

Programm und Infos zum Literaturfest unter www.literaturfest-muenchen.de

LYRIK

Der Zechenwald

Dieses Wäldchen war klein aber
mein erster Wald
läßt sich immerhin sagen
war ein Zechen- ein Krüppelwald

In den Gräben verschwamm ölig
das Himmelsblau
Eklig waren die Würmer
wollten daß man nach ihnen griff

Jungen trugen den Kopf stoppelig
geschoren kahl
Aus den Blasrohren schossen
sie gefiederte Pfeile ab

Einmal stand ich bereits weinend
am Marterpfahl
Kam ein Mann Der war schwarz Der
war mein Vater Der nahm mich heim

HARALD HARTUNG

Harald Hartung: Das Auto des Erzherzogs. Gedichte
© Wallstein Verlag, Göttingen 2017 | mit freundlicher
Genehmigung des Verlags

Der Kritiker, Literaturprofessor, Essayist, Herausgeber und Lyriker Harald Hartung wird 85. Die Gedichte seines neuen Bandes handeln vom Tod. Von dem, Stichwort Mai 1945, dem er entronnen ist. Und von dem, der uns allen bevorsteht. »Bin ich der Tote / daß ich hineinstürzen soll? / So tief war das Grab // Und die Handvoll Sand / war ein Gedanke den man / an Gott verschwendet«, schreibt er unter der lapidaren Überschrift »Das Grab«.

»Das gewöhnliche Licht« betitelt er 1976 eine seiner Gedichtsammlungen, und es sind die alltäglichen Erfahrungen, denen er sich widmet. Dem eigene Leben etwa, hier in der Zeit der kahlgeschorenen Köpfe. Dem Alter: im Blick in den Hotelsspiegel. Er berichtet von Toten und Gräbern. Vom davon Träumen.

Auch im Museum kann man derart menschliche Erfahrungen machen. Hartung notiert mit genauem, gereiftem Blick: die Spuren der Kugel, die ins Auto des Erzherzogs einschlug, und den Rest Blut auf dessen gereinigter Uniform. Hartung ist ein Formenkenner und -künstler. 2010 hielt er im Lyrik Kabinett seine Poesierede »Der vierzehngliedrige Salamander« über das Sonett. Diese Gedichte sind von beiläufiger Eleganz, es braucht beispielsweise nur sechs kurze Zeilen für eine ganze Geschichte.

Immer im Gedenken an das erste Mal, im Erstaunen über das letzte Mal. Über das »letzte Lager« und die Hände des Vaters im Krankenhaus Moabit: »Ich schreibe es hier auf, so/als wäre es ein Gedicht.« || **tb**

HARALD HARTUNG: DAS AUTO DES ERZHERZOGS. GEDICHTE

Wallstein, 2017 | 72 Seiten | 18 Euro

AUTORENLESUNG

Lyrik Kabinett | Amalienstr. 83a (im Hof)
14. November | Veranstaltung zum 85. Geburtstag | Im Gespräch mit dem Autor: Heinrich Detering und Thedel von Wallmoden
20 Uhr | Eintritt: 8 Euro (erm. 6 Euro)

Über dem Lago
Maggiore versuchten
ab 1900 sechs
Aussteiger, den
Traum von einem
radikal neuen Leben
zu realisieren.

THOMAS BETZ

Über das Leben und Treiben auf dem legendären Berg wurde schon viel geschrieben. Von Zeitzeugen, die sich an manches erinnern, von Berichterstatern, von Forschern. Den »Monte Verità« neu entdeckt hat 1979 der Ausstellungsmacher Harald Szeemann, und er ist auch im Katalog der ganzen Fülle der ideologischen, künstlerischen und lebenspraktischen Querverbindungen erstmals umfassend nachgegangen. Die Beziehungen zwischen dem Kraftfeld Schwabing und dem neuen Kultort der Wahrheitssucher, Lebensreformer und Aussteiger haben 2009 die Ausstellung der Monacensia und das Buch von Ulrike Voswinkel nachgezeichnet. Denn in München startete die Suche der Gründer nach einem südlichen, klimatisch günstigen Ort für das Reformprojekt, das der Belgier Henri Oedenkoven, die in Montenegro lebende Musiklehrerin Ida Hoffmann und ihre Schwester Jenny, die Berlinerinnen Lotte Hattemer und die Brüder Gräser aus Siebenbürgen im Sinn hatten. Karl war österreichischer Offizier, folgte der Maxime seiner in Przemysl gegründeten Vereinigung »Ohne Zwang!« und war als Antikapitalist strikter Feind des Geldes. Gusto Gräser trat als Sinnsucher in Sandalen auf, ein

Mariana Lekys
Roman wurde 2017
zum »Lieblingsbuch
der Unabhängigen«
gekürt.

KARL-OTTO SAUR

Wenn in einem Traum Selmas, der klugen Alten des Dorfes, ein Okapi auftaucht, dieses merkwürdige Tier aus halb Giraffe (vorne) und halb Zebra (hinten), weiß Selma sofort, dass der Traum nichts Gutes bedeutet. Denn jedes Mal, wenn ein Okapi ihr im Traum erschienen war, war in den folgenden 24 Stunden jemand aus ihrem kleinen Westerwalddorf gestorben.

Um all die Lieben um sie herum nicht zu verunsichern, erzählt Selma den jüngsten

VORMERKEN!

4.–11. November

WOCHE UNABHÄNGIGER BUCHHANDLUNGEN
verschiedene Orte

Am Autorenabend (4. 11.) steht Pierre Jarawan in der Buchhandlung Isarflimmern für Gespräche zur Verfügung (Auenstr. 2, 13–16 Uhr, Eintritt frei). Um 15 Uhr liest der erfolgreiche Bühnenpoet aus seinem Roman »Am Ende bleiben die Zedern«. Am 7. 11. um 19.30 Uhr liest Christoph Poschenrieder aus »Kind ohne Namen« (Buch & Bohne, Kapuzinerplatz 4, Eintritt 5 Euro). Bei Bücher Lent-

Wahrheit macht frei

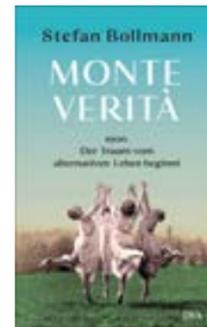
dichtender Wanderprediger und Jesus-Lookalike mit Stab und Stirnband, das er wieder eingeführt haben soll. Er starb 1958 in München, nachdem er als erster und längster Gammeler des Jahrhunderts zuletzt in der Staatsbibliothek gegessen, in Kneipen seine Sprüche verteilt und in Sandkisten übernachtet hatte.

Gusto Gräser sagte sich auch als erster los von dem gemeinsamen Projekt, das die Fünf – bald wurden es mehr – 1901 auf dem kleinen Hügel unweit von Locarno und Ascona ins Leben riefen. Eine Naturheilstätte mit Licht und Luft und gesunder Kost, denn der reiche Oedenkoven wollte nicht nur sich und seine Geschlechtskrankheit, sondern auch die Menschheit heilen. Das Sanatorium sollte eine Selbstversorgungs-Siedlungsgemeinschaft mitfinanzieren. Vegetarismus war als ein Weg zum Ziel obligatorisch. Die Frauen suchten Selbstbestimmung.

Stefan Bollmann schildert das Zusammenfinden dieser Pioniere, ihre Streitigkeiten, Liebesbeziehungen, ihre weltanschaulichen und künstlerischen Konzepte so, dass man gerne diesem Lehrbeispiel alternativer Lebensentwürfe folgt. Kenntnisreich, denn er hat sich durch die lange Liste an Quellen und Sekundärliteratur gearbeitet. Und eine eigene Komposition der Geschichte gewagt, ganz ohne Fußnoten. Bollmann hat über Thomas Mann promoviert, ist Lektor bei C. H. Beck und ist Autor des Special-Interest-Bestsellers »Frauen, die lesen, sind gefährlich«. Er schreibt flüssig und plastisch, die Perspekti-

ven der Protagonisten modellierend. Er flicht viele Zitate ein, versetzt sich in die Figuren hinein, als wolle er auch im Genre des historischen Romans oder des Bio-Pics brillieren. So nimmt der Leser mit am Tisch auch teil an Gesprächen, deren Wortlaut gar nicht überliefert wurde. Weiter geht die Geschichte mit Erich Mühsam, Herman Hesse und Oskar Maria Graf, mit der Schwabingerin Franziska zu Reventlow und den Tänzerinnen um Rudolf Laban – bis in die 20er Jahre.

Bollmann ist eine leicht fassliche Kulturgeschichte gelungen, die auch gesellschaftskritische Überlegungen von heute aus mit einfließen lässt. Bei den Bildunterschriften hapert es: Die Gründer im Reigenschritt werden nicht identifiziert, der nackte Erich Mühsam und auf dem Cover die Tänzerin Suzanne Perrotet nicht genannt. Ein kluges Lesevergnügen und erster Einstieg in das weitverzweigte Thema, das anregt, einzelnen Figuren und Themen weiter nachzugehen. In München liegen schließlich Nachlässe von Hans Brandenburg, Franziska zu Reventlow, Oskar Maria Graf – und Gusto Gräser. ||



STEFAN BOLLMANN:
MONTE VERITÀ. 1900. DER
TRAUM VOM ALTERNATIVEN
LEBEN BEGINNT

Deutsche Verlags-Anstalt, 2017
320 S. | 20 Euro

AUTORENLESUNG

Buchhandlung Lehmkuhl | Leopoldstr. 45 | **29. November**, 20 Uhr
Tickets: www.lehmkuhl.net

Das Leben hereinlassen

Traum nur einer besonders Vertrauten. Und so dauert es diesmal fast eine Stunde, bis es alle im Dorf wissen. Die einen sorgen sich um sich, andere um andere. Doch die unvermeidliche Lösung macht alle besonders traurig.

Das Buch erzählt von einem Zeitraum über mehrere Jahrzehnte. Es beginnt mit der gemeinsamen Zugfahrt der Erzählerin Luise mit ihrem Freund Martin in die Schule in der Kreisstadt (bei der Luise sich immer wieder von ihrem Freund in die Luft stemmen lassen muss, weil Martin Gewichtheber werden will). Viel später sorgt ein buddhistischer Mönch dafür, dass Luise »die Welt hereinlässt«.

Mariana Leky, die nicht auf dem Land, sondern in der Stadt Köln aufgewachsen ist, schildert das Dorfleben ähnlich wie Juli Zeh es in »Unterleuten« getan hat. Und

sie besteht darauf, dass in ihrem Roman nichts Autobiografisches zu finden sei. Ihre Figuren und deren Leben betrachtet Leky mit einem skurrilen und hintergründigen Humor, der die Lektüre zu einem reinen Vergnügen macht, noch gesteigert in der Hörbuchfassung, wunderbar gelesen von Sandra Hüller. ||



**MARIANA LEKY: WAS MAN
VON HIER AUS SEHEN KANN**

DuMont, 2017 | 322 Seiten | 20 Euro

HÖRBUCH: TACHELES!

2017 | gesprochen von Sandra
Hüller, ungekürzte Lesung | 6 CDs
20 Euro (UVP)

AUTORENLESUNG

23. November | Lehmkuhl,
Leopoldstr. 45 | 20 Uhr

Anzeige

offene
burggrafenateliers
10.-12. nov. 2017

offene | ateliers 2017

wo
Mittwoch, 11. November 2017, 14.30 Uhr (Eintritt)
Donnerstag, 12. November 2017, 14.30 Uhr (Eintritt)

wann
Freitag, 10. November 2017, 14.30 Uhr (Eintritt)
Samstag, 11. November 2017, 14.30 Uhr (Eintritt)
Sonntag, 12. November 2017, 11.00 Uhr (Eintritt)

ner (Marienplatz 8) präsentiert am 8. 11. um 20 Uhr der Herausgeber Bernd Rauschenbach zusammen mit Joachim Kersten den Band von William Faulkner »New Orleans. Skizzen und Erzählungen« in der Übersetzung von Arno Schmidt. Bei Blattgold Literatur (Bunzlauer Platz 7 in der Meile Moosach) liest Ruprecht Günther aus »Die Lüchsin« (5 Euro Eintritt incl. Häppchen, Getränke und Livemusik). Am 9. 11. stellt Theresia Enzensberger bei Lehmkuhl (Leopoldstr. 45) ihren Debütroman »Blaupause« vor. Weitere Programmdetails unter: www.wub-event.de

Der Mann,



Markus Goller

der weint

Große Emotionen sind genau das Ding des Münchner Filmemachers Markus Goller. Kein Wunder, dass auch er selbst am Set seines berührenden Films »Simpel« die eine oder andere Träne verdrückt hat.

THOMAS LASSONCZYK

Er ist schon ein Tausendsassa. Denn beinahe alles, was Andreas Goller anfasst, wird zu Gold – zumindest, wenn es sich dabei um die Verfilmung eines Drehbuchs handelt. Dreimal traf der gelernte Cutter dabei schon ins Schwarze: 2010 mit dem Comedy-Roadmovie »Friendship!« um zwei junge Osis, die kurz nach dem Mauerfall ohne Kohle und Sprachkenntnisse die USA entdecken wollen. 2011 mit der inzwischen in den Kultstatus erhobenen Heimatfilm-Komödie »Eine ganz heiße Nummer«, in der drei Frauen unterschiedlichster Couleur ausgerechnet im tiefsten Niederbayern versuchen, mit einem Telefonsexservice zu reüssieren. Und 2013 mit »Frau Ella«, dem sympathischen Generationenporträt um einen jungen Mann, der mit einer betagten Dame Reißaus nimmt, um in Paris deren große Liebe zu finden. Alle drei Filme haben gemein, dass sie jeweils deutlich mehr als eine Million Kinobesucher auf sich vereinen konnten, also den Publikumsgeschmack mitten ins Herz trafen. Kein Wunder, ist der Regisseur doch jemand, der am Set auch mal eine Träne verdrückt, wenn ihn eine Szene besonders berührt. Vermutlich wirken seine (Anti-)Helden auch deshalb so authentisch, so lebensnah.

Parallelen sind bei seinen Filmen aber auch in inhaltlicher Hinsicht zu erkennen. So kann man Gollers Protagonisten als Suchende bezeichnen, als Außenseiter, die am Rande unserer Gesellschaft kaum Beachtung finden, aber auch als liebevolle, aufrichtige Menschen mit Ecken und Kanten, die man gerne auf ihrer Selbstfindungsreise begleitet. Jetzt knüpft der gebürtige Münchner (Jahrgang 1969), nach einem etwas weniger erfolgreichen Ausflug in den Episoden-Weihnachtsfilm mit »Alles ist Liebe« (2014), wieder nahtlos an – an seine großen Geschichten mit starken Charakteren, die den Balanceakt zwischen Tragik und Komik nahezu traumwandlerisch sicher voll-



Frederick Lau (am Steuer) und David Kross in »Simpel«. | © Universum Film (2)

ziehen. Dafür hat er sich den französischen Bestsellerroman »Simpel« als Vorlage ausgesucht. »Simpel« erfüllt alle Voraussetzungen, die ein guter Goller-Stoff braucht: Zwei kauzige Brüder, die nicht konträrer sein könnten, begeben sich auf einen gemeinsamen turbulenten Trip, an dessen Ende viel Selbsterkenntnis steht. Verkörpert werden die beiden von Frederick Lau und David Kross, wobei Kross in diesem Fall die deutlich diffizilere schauspielerische Leistung vollbringt, schlüpft er doch in beeindruckender Manier in die Titelrolle des von allen nur Simpel genannten Barnabas, eines 22-Jährigen, der sich geistig auf dem Stand eines Kindes befindet. Auf der Kinotour im Herbst – der Film lief unter anderem bereits auf dem Filmfest Hamburg vor 1200 begeisterten Zuschauern – bekam Goller auch viel Lob von einigen Besuchern dafür, dass er endlich einmal wirklich mit einem Behinderten gedreht habe. Eine größere Auszeichnung konnte Kross wohl kaum

bekommen, zumal die Achtung vor seiner Leistung ins Unermessliche stieg, als am Ende herauskam, dass hinter Simpel ein leibhaftiger Schauspieler steht.

Im Gegensatz zur Romanvorlage, in der sich unzählige Nebenfiguren tummeln, konzentriert sich Goller vor allem auf das Brüderpaar, bei dem Lau als Ben die wesentlich gravierendere Entwicklung durchmachen muss. Denn während Simpel schlicht und einfach sein darf, was er eben nun mal ist, bekommt Ben auf durchaus schmerzhaft Weise vor Augen geführt, dass letztlich er derjenige ist, der Hilfe und Unterstützung benötigt, und nicht etwa sein kleiner »doofer« Bruder. Der Film, der viel Dramatisches in sich birgt, ohne dabei das Komödiantische zu vernachlässigen, ruft Erinnerungen wach an thematisch ähnlich gelagerte Werke wie »Forrest Gump«, »Mein linker Fuß« oder »Rain Man«. Doch Goller kopiert nicht, bleibt sich und seiner Hand-

schrift treu, kreiert etwas Neues, und dennoch erkennt man am Inszenierungsstil, am Umgang mit den Figuren, an seiner Wahrhaftigkeit den Regisseur von »Friendship!« und »Frau Ella« sofort wieder. David Kross allerdings wird sich den Vergleichen mit den Oscarpreisträgern Dustin Hoffman, Daniel Day-Lewis und Tom Hanks stellen müssen – und zwar bei den zahlreichen Veranstaltungen, auf denen man ihn in den kommenden Monaten, ähnlich wie seine US-Kollegen zuvor, mit Preisen und Anerkennungen für seine überragende Performance überhäufen wird. ||

SIMPEL

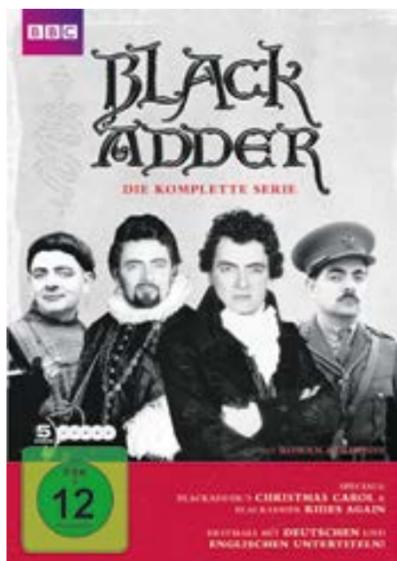
Deutschland 2017 | Regie: Markus Goller
Mit: David Kross, Frederick Lau, Emilia Schüle | 113 Minuten
Kinostart: 9. November

Zeitloser Höllenspaß

Der BBC-Klassiker »Blackadder« zeigt: Rowan Atkinson kann noch weitaus mehr, als nur den liebenswert-kauzigen »Mr. Bean« zu geben.

SIMON HAUCK

»Mr. Bean« kennt jeder. Ihren Schöpfer Rowan Atkinson hat diese ebenso herzliche wie skurrile Figur des Sonderlings Ende der 80er Jahre schlagartig berühmt gemacht. Seitdem werden die Abenteuer jenes kindlich-kauzigen Tollpatsches nahezu jährlich – und nicht selten zur besten Feiertagssendezeit – wiederholt. Was viele Zuschauer allerdings gar nicht wissen: Der diplomierte Elektroingenieur und Oxford-Absolvent Atkinson war bereits vorher in seiner britischen Heimat ein Comedystar – auf einem Level mit der legendären »Monty Python«-Spaßgurrilla. Der Grund dafür ist »Blackadder«, eine durch und durch



schwarzhumorige Fernsehgroteske, die von der BBC zwischen 1983 und 1989 in vier Staffeln realisiert wurde und sich höchst eigensinnig mit der englischen Geschichte zwischen 1485 und 1917 befasst. Noch 2004 wurde sie zur zweitbesten britischen Sitcom aller Zeiten gewählt und viele Dialogfetzen (»Don't worry, Mylord, because I have a cunning plan«) sind mittlerweile längst in die Alltagssprache eingegangen. Überhaupt spielt die englische Sprache – neben Atkinsons unvergleichlicher Mimik und Gestik – hier die eigentliche Hauptrolle: Denn derart brillante, zynische und anspielungsreiche Dialoge wurden seitdem in keiner Serie von der Insel mehr geschrieben. Kostprobe gefällig? Blackadder: »Baldrick, believe me, eternity in the company of Beelzebub and all his hellish instruments of death will be a picnic compared to five minutes with me ... and this pencil.« Ein zeitlos-närrischer Höllenspaß, den man sich unbedingt in der englischen Originalfassung ansehen – oder besser gesagt: anhören – sollte. ||

BLACKADDER KOMPLETTBOX

Erhältlich als DVD und Blu-Ray | Ab 36,99 Euro

Junge Perspektiven



Still aus »About the Birds and the Bees« | © Filmschoolfest (3)

Das Filmschoolfest zeigt beeindruckende Werke von Filmhochschulen aus aller Welt.

MATTHIAS PFEIFFER

Ja, hier können schon mal Fische schreiend an den Bäumen hängen. Das Filmschoolfest zeigt wieder, dass der Nachwuchs seine ganz eigenen Strategien hat, das Publikum sprachlos zu machen. Dazu gehört es auch, die Fische schreien zu lassen, wie Jonatan Schwenk in seinem düster-surrealen Animationsfilm



In »Sog« schreien die Fische



»I Made You I Kill You«

»Sog«. Daneben laufen weitere 43 Werke, unterteilt in Spiel-, Dokumentar und Animations-/Experimentalfilm. Die Auswahljury setzt sich in diesem Jahr aus Olga Domzala (ehemals PR-Leiterin des polnischen Filmverleihs Monolith), Susanne Burg (Filmredakteurin beim Deutschlandfunk) und dem niederländi-

sehen Regisseur und Schauspieler Tice Oakfield zusammen, die sich in über 250 eingeschickte Kurzfilme vertieft haben.

Und ihre Auswahl hat einige Perlen zu bieten, zum Beispiel »Pink Ladies« der französischen Regisseurin Pauline Sicard. Ihr 21-minütiger Blick auf die Arbeit in einem Striplokal besticht nicht nur durch die authentische Arbeit ihrer Schauspielerinnen, sondern auch durch eine Atmosphäre, die irgendwo zwischen Traum und Tristesse schwebt. Mit »About the Birds and the Bees« bringt Janne J. Vanhanen dann ein Stück finnische Nüchternheit mit ins Programm und erzählt unfassbar komisch vom verzweifelten Versuch eines Vater-Sohn-Gespans, die Pille danach zu besorgen.

Im Dokumentarfilm sticht besonders der Beitrag »Grenzenlos« von Aria Azizi heraus. Hierfür reiste der Regisseur nach Griechenland, Mazedonien und Ungarn, wo er die Situation der gestrandeten Flüchtlinge festhielt. Azizi, der 2009 selbst als Flüchtling in Athen festsass, schafft es jedoch durchaus, positive Stimmung aufzubauen. Vor allem sind es die Kinder, für die sich seine Kamera interessiert. »Sie kennen keine Grenzen«, wie er

aus dem Off kommentiert und halten alles für ein großes Abenteuer. Auf diese Nähe verzichtet »Find Fix Finish« komplett. Der Münchner Film von Sylvain Cruiziat und Mila Zhlutenko nutzt ausschließlich die Vogelperspektive, zeigt mit ihr nebensächliche Dinge wie fahrende Autos oder Menschen am Strand. Darüber hört der Zuschauer die Berichte dreier amerikanischer Drohnenpiloten, bei denen das Überwachen und Töten deutliche Spuren hinterlassen haben.

Der zweite Beitrag von der HFF – Anna Rollers »Pan« – ist dagegen ein Spielfilm. Es beginnt mit einer Ecstasytablette und mündet in einem Teen-Angst-Experiment, dessen Stil an Akiz' »Der Nachtmahr« erinnert. Sex, Rausch und Paranoia zerfließen im Discolicht zu einem lange nachhallenden Mysterium. Eigentlich hätte man das Ganze gern als Langfilm.

Neben dem schon genannten »Sog« stechen im Animationsbereich zwei durchaus gegensätzliche Filme heraus. Deniz Zagli von der Filmuniversität Babelsberg zeigt mit »Baba und Sohn – im Hamam« ein humoristisches und farbenfrohes Spiel über das Erwachen der Sexualität und das Band zwischen Vater und Sohn. Alexandru Petru Badelita spendet mit der französischen Produktion »I Made You, I Kill You« das Kontrastprogramm. Mit dieser Mischung aus Homevideos und Cutout-Animationen verarbeitet er seine Kindheitstraumata, das negative Verhältnis zu seinem Vater und die Enge des Heimatdorfes. Gleichzeitig versucht er aber auch ein Psychogramm der Eltern zu erstellen, stellt ihre Geschichte der seinen gegenüber und vermittelt so ein umfassenderes Bild.

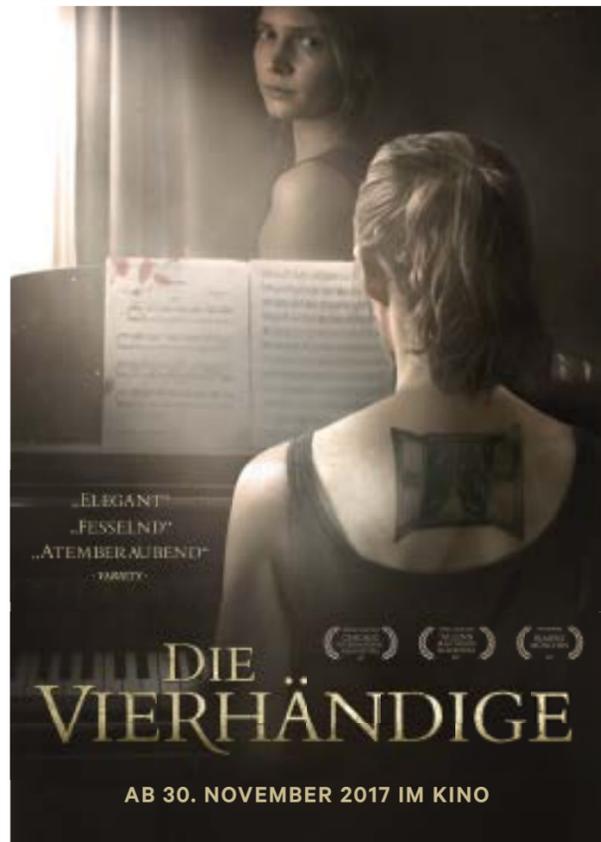
Man darf also gespannt sein, wer den mit 7500 Euro dotierten VFF Young Talent Award für den besten Film bekommt. Verdient hätten ihn allerdings schon mehrere. ||

FILMSCHOOFFEST

19.–25. November | Hochschule für Fernsehen und Film Programm und Ticket-Info: www.filmschoolfest-munich.de

»Sie haben nichts gemacht.«

Anzeige



Die Zeugen des Verbrechens sind echt – das Gericht nicht. Milo Rau »Das Kongo Tribunal« | © Real Fiction

In »Das Kongo Tribunal« von Theatermacher Milo Rau sucht ein fiktives Gericht angesichts von Gräueltaten nach Gerechtigkeit – aber kann es seine Versprechen auch für die Wirklichkeit einlösen?

PHILIPP BOVERMANN

Wo das Theater politisch wirksam werden möchte, da verlegt es sich seit einiger Zeit immer häufiger darauf, Wirklichkeiten zu schaffen, anstatt nur die vorgefundenen zu sezieren. Das »Kongo Tribunal« von Milo Rau war dafür vorletztes Jahr ein mustergültiges Beispiel. Der Schweizer Theatermacher und Regisseur berief einen Gerichtsprozess ein und hielt ihn zunächst im kongolesischen Bukavu, dann in Berlin ab.

Der Vorsitzende Richter war einer der Gründer des internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag. Wenn das Tribunal den Raum betrat, hatte das Publikum sich zu erheben. Die Zeugen, die Experten und natürlich auch die untersuchten Verbrechen waren echt. Nur das Gericht selbst war es nicht. Es war das, was man manchmal der UNO zu sein vorwirft: Theater. Nun kommt die Dokumentation des »Kongo Tribunals« ins Kino. Sie dreht

die Hierarchie zwischen der Präsenz des Tribunals im Gerichtssaal und den dort gezeigten Videodokumenten um. Eingangs folgen wir einem Mann durch ein Dorf im Ostkongo, der uns mit wütender Stimme einen Haufen Leichen zeigt. Die Soldaten, so erfahren wir bald, haben nicht eingegriffen, als die Bewaffneten kamen, die Polizei auch nicht, ebenso wenig die UN-Soldaten. Warum nicht?

Nach und nach kommt heraus, welchen Anteil das Interesse multinationaler Konzerne an den Rohstoffen der Region daran hatte, dass der Staat nichts gegen die Massaker unternahm. Der Gouverneur der Provinz Sud-Kivu sitzt im Publikum wie ein greiser König aus einem Shakespeare-Stück und brütet schweigend vor sich hin. Man erfährt zwar durch den Film, als halbwegs informierter Mensch, nichts wirklich Neues, aber die Hoffnung, dass der symbolische Prozess Veränderungen im Realen anstößt, bleibt lebendig.

Solange zumindest, bis man Google bemüht und sich erkundigt, wie sich die Situation im Ostkongo seit dem »Tribunal« vor zwei Jahren entwickelt hat. Am Ende des Films stehen zwei Männer auf dem Hügel, auf dem die Soldaten saßen, während das Massaker geschah. »Ils n'ont rien fait«, sagt der eine immer wieder. »Sie haben nichts gemacht.« ||

DAS KONGO TRIBUNAL

Dokumentarfilm | Deutschland, Schweiz 2017 | Regie: Milo Rau
105 Minuten | **Kinostart: 16. November**



Kumail Nanjiani und Zoe Kazan in »The Big Sick« | © 2017 COMATOSE INC. | Photo by Nicole Rivelli

Unmögliche Leichtigkeit



Der großartigen romantischen Komödie »The Big Sick« gelingt, womit Hollywood sich heute so schwertut: glaubhaft von der Liebe zu erzählen.

PHILIPP BOVERMANN

Eine romantische Komödie setzt gewisse Selbstverständlichkeiten des gegenseitigen Respekts zwischen den Geschlechtern voraus. In Zeiten pussygrabbender Präsidenten und der feministischen Gegenaufrüstung ist die Leichtfüßigkeit aber dahin. Geliebt wird schon noch, aber eher in schwerem Kostümgewand (»Tulpenfieber«) oder gleich im Folterkeller (»50 Shades of Grey«).

»The Big Sick« ist da ein erfreulich unkomplizierter Lichtblick. Unkompliziert und trotzdem glaubhaft von der Liebe zu erzählen, das ist schließlich die große Kür. So zum Beispiel: Lernen sich ein Mann und eine Frau kennen. Kumail ist Comedian und hat Emily zum Lachen gebracht. Wie jeder tollen Frau ist ihr das wichtiger als sein Bankkonto oder sein Armumfang.

Aber sie datet gerade nicht, sagt sie, rollt aus seinem Bett und zieht sich an. Es war schön, trotzdem müsse sie jetzt los. Aber wir müssen doch noch mal Sex haben, protestiert er. So eine Art Mädchen sei sie nicht, antwortet sie. »Ich habe beim ersten Date nie zweimal Sex.«

Natürlich bleibt es dann doch nicht beim ersten Date, obwohl sie gerade nicht datet und trotz seiner »Zwei-Tage-Regel«, die verbietet, jemanden an zwei Tagen hintereinander zu sehen. Wie sich die Liebe zwischen ihnen einstellt, das geschieht nicht mit Pauken und Fanfaren gegen irgendwelche Widerstände, und dann triumphiert sie doch, sondern sie kommt eher überraschend, weil keiner mit ihr gerechnet hatte. Aber dann ist sie einfach da, und eines Nachmittags liegen die beiden verknottet auf der Couch und lesen.

Ganz reibungslos läuft das Ganze dann natürlich doch nicht ab. Weil Kumails pakistanische Eltern eine Weiße als Schwiegertochter nicht akzeptieren würden und er es versäumt, sich trotzdem zu ihr zu bekennen, ist Emily so schnell wieder weg, wie sie gekommen ist. Doch dann wird sie, kurz nach der Trennung, ins Krankenhaus eingeliefert und dort in ein künstliches Koma versetzt. Eine mysteriöse Infektion rumort in ihr. Den größten Teil dieser Liebesgeschichte bekommt sie also gar nicht mit. Stattdessen schlägt Kumail sich mit ihren Eltern im Krankenhaus herum.

Die sind seit der Trennung zunächst gar nicht gut auf Kumail zu sprechen. Er hatte sich ja nicht mit Ruhm bekleckert. Aber dann sitzt er halt da, treuherzig wie ein Hund und überfordert wie ein Clown im Krankenhaus – als Stand-up-Comedian ist er davon nicht weit entfernt – und bekommt am Beispiel von Emilys Eltern mit, dass Menschen älter, aber nicht weiser werden, dass die Liebe genauso wunderschön, schrecklich und lustig in ihren alltäglichen Paradoxien bleibt. Man wisse erst, wie sehr man eine Person liebt, wenn man sie betrügt und sich dann richtig, richtig mies fühlt, sagt Emilys Vater, sehr zerknirscht. »Ich muss also jemanden betrügen, um ihn richtig lieben zu können?«, fasst Kumail perplex zusammen.

Die Menschen machen Fehler in »The Big Sick«, aber sie dürfen es. Sie machen Fehler, und wenn sie nicht mehr weiterwissen, machen sie einen Scherz. Und wenn ihnen kein Scherz mehr einfällt, ist auch das nicht so schlimm. Man verliebt sich nicht zwangsläufig in den lustigsten Comedian. Sondern in den nettesten. ||

THE BIG SICK

USA 2017 | Regie: Michael Showalter | Mit: Kumail Nanjiani, Zoe Kazan, Holly Hunter | 120 Minuten | **Kinostart: 16. November**



Emanziert sich zusehends von seinem Image als »Twilight«-Teenieidol: Robert Pattinson in »Good Time« © temperclayfilm

Die Safdie-Brothers hetzen Robert Pattinson in seiner bisher brillantesten Rolle durch die New Yorker Unterwelt.

SOFIA GLASL

Der Geldrucksack piepst verdächtig. Bevor sich jemand im Fluchtwagen fragen kann, was das war, explodiert ein Farbpäckchen. Alles ist neonpink. Hektik bricht aus. Schnell Farbe und Beute loswerden und untertauchen. Wie in Trance fliehen die Brüder Connie und Nick vor der Polizei, nachdem ihr dilettantischer Bankraub maximal schiefgegangen ist. Nick wird geschnappt, kommt nach Rikers Island, wird dort total vermöbelt. Connie verspricht, ihn so schnell wie möglich wieder rauszuhauen. Doch die rosafarbene Beute reicht nicht für die Kautions, also alles wieder von vorne.

»Good Time«, der dritte Film des Regiebrüderpaars Benny und Josh Safdie, ist so sarkastisch wie sein Titel. Eine gute Zeit hat hier niemand, und niemand macht Zeit gut – wie ein Gefängnisinsasse bei guter Führung seine Strafe verkürzen kann, scheint Connie alles dafür zu tun, besonders lange hinter Gitter zu müssen. Als moderner Hans im Unglück hetzt er durch die New Yorker Nacht, trifft impulsive Entscheidungen und droht postwendend von ihnen eingeholt zu werden. Robert Pattinson spielt ihn entfesselt als linkischen Sturkopf, der getrieben und konfus zugleich wie ein Flipperball durch die Stadt rast. Bloß nicht stillstehen. Mit seinen fettigen Haaren und dem rüdigen Stoppelbart erinnert er dabei an Ganoven wie Dustin Hoffmans Ratso aus »Midnight Cowboy – Asphaltcowboy« und Al Pacinos Sonny Wortzig aus »Dog Day Afternoon – Hunds-

tage«. Pattinson hat nach einigen Suchbewegungen das Teenievampir-Image endgültig abgelegt und mit dieser Rolle sein Format gefunden. Er steht unter Strom, jede Bewegung eine nervöse Vorausahnung der nächsten Katastrophe.

Connie muss scheitern, wie seine Brüder im Geiste schon vor vierzig Jahren scheiterten. Das ist nur eine Frage der Zeit und das Wie eine Frage des Zufalls. Diese Migränestimmung hält den anarchisch ausfransenden Plot zusammen. Das grelle Licht von Neonreklame, Blaulicht und unablässig blinkenden Ampeln mischt sich in den elektronisch pulsierenden Soundtrack von Daniel Lopatin, der das Summen der Neonröhren und den Verkehrslärm als Hintergrundrauschen verstärkt. Auf den diesjährigen Filmfestspielen in Cannes wurde er dafür mit dem Soundtrack Award ausgezeichnet. Ein albraumhafter Großstadtfilm ist das, in dem der Zuschauer mit diesem Nichtsnutz gefangen ist. Die wischende Handkamera ist oft klaustrophobisch nah an ihm dran, lässt ihn nicht zur Ruhe kommen. Auch Connies Bruder Nick, gespielt von Co-Regisseur Ben Safdie, ist trotz seiner Abwesenheit immer präsent. Für ihn wollte Connie mit dem erbeuteten Geld ein Haus auf dem Land kaufen, musste den geistig eingeschränkten Bruder jedoch erst zum Bankraub mitschleppen und anschließend dessen eruptive Aggressionsschübe in Zaum halten. Als Nick verhaftet wird, hält Connie eisern zu ihm. Die Geschwisterdynamik bestimmt den gesamten Film, hält ihn wie ein Perpetuum mobile am Laufen, egal wie groß die Verzweiflung und das Gefühl der Sinnlosigkeit werden. Denn über kurz oder lang beginnt sowieso wieder alles von Neuem. ||

GOOD TIME

USA, Luxemburg 2017 | Regie: Ben Safdie, Joshua Safdie
Mit: Robert Pattinson, Ben Safdie, Buddy Duress | 101 Minuten
Seit 2. November im Kino

Atemlos durch die Nacht



Anzeige

SEMAINE DE LA CRITIQUE CANNES 2017
ANNÉCY FESTIVAL DE LA MUSIQUE 2017
LOS ANGELES ANIMATION FESTIVAL 2017
VANCOUVER FILM FESTIVAL 2017
FILMFEST HAMBURG 2017
VIENNA INTERNATIONAL FILM FESTIVAL 2017

„Schonungslos, düster, wunderbar“
Huffington Post
„Leidenschaftlich“
Elle, Frankreich

TEHERAN
تهران تابو
TABU

EIN FILM VON ALI SOOZANDEN

f / TEHERANTABU
TEHERANTABU-FILM.DE

AB 16. NOVEMBER IM KINO!

Der Schmerz, die Bombe und der »Hä?«-Effekt

Weitere Filmstarts im November.



Diane Kruger in »Aus dem Nichts« | © 2016 Warner Bros. Ent.

AUS DEM NICHTS

»Eine ganz persönliche Geschichte über Trauer« nennt Fatih Akin seinen neuen Film. Doch »Aus dem Nichts« ist nicht nur das Einzelschicksal einer Frau, die Mann und Kind bei einem Bombenanschlag verliert, sondern auch eine filmische Transposition der NSU-Affäre, die Deutschland ab dem Ende der Neunziger Jahre erschütterte und bis heute nicht aufgearbeitet ist. Denn neben dem mörderischen Trio, das sich im Film auf ein nicht weniger skrupelloses Geschwisterpaar reduziert, sitzt bei diesem Prozess vor allem die deutsche Justiz auf der Anklagebank: Jahrelang ermittelten die zuständigen Behörden – auf dem rechten Auge blind – in die falsche Richtung, leugneten nationalsozialistische Hintergründe und taten die Gewaltakte auf überwiegend Türkischstämmige als »Döner-Morde« ab.

Der Film ist also nicht zuletzt durch Akins eigene Herkunft ein klarer Angriff auf schablonenartige Schlüsse: Der Hintergrund des Kurden Nuri Sekerci als Exhäftling wegen illegalen Drogenhandels und die bei einer Hausdurchsuchung sichergestellten Rauschmittel – die seine hinterbliebene Frau besorgte, um ihren Schmerz zu betäuben – reichen den Polizisten, um mit dem Fall innerlich abzuschließen: eine Tat aus dem eigenen Milieu; krumme Geschäfte, vielleicht Rache, wahrscheinlich Schulden, man kennt das. Doch Katja, als Witwe zwischen ihrer ohnmächtigen Qual und dem Drang nach Vergeltung großartig gespielt von Diane Kruger, selbst blond, blauäugig, ahnt als Erste, dass die Tat rassistisch motiviert war. Und allmählich keimt in ihr die Überzeugung: Jemand muss für diesen brennenden Schmerz in ihrem Inne-

ren zahlen. Wie man eine Nagelbombe baut, weiß sie ja bereits aus dem Gerichtsprozess ...

Fatih Akin breitet sein Racheepos in den Teilen »Die Familie«, »Gerechtigkeit« und »Das Meer« aus und oszilliert genre-technisch dabei zwischen Gerichts-Kammerspiel und packendem Thriller. Dass dieses emotionsgewaltige Triptychon dabei nur eine mögliche Auslegung von Gerechtigkeit anbietet, ist dabei ebenso entschuldigbar wie effektiv: Akin ist ein sehr persönlicher Film über eine kollektive Tragödie gelungen. ||

ISEULT GRANDJEAN

AUS DEM NICHTS

Deutschland, Frankreich 2017 | Regie: Fatih Akin
Mit: Diane Kruger, Denis Moschitto, Numan Acar | 106 Minuten
Kinostart: 23. November



Birgit Minichmayr in »Animals« | © Film Kino Text

ANIMALS – STADT LAND TIER

O. K., das kann irgendwie nicht gut ausgehen, man fühlt es von Anfang an. Dabei ist doch alles recht normal: Nick (Philipp Hochmair) und Anna (Birgit Minichmayr) reisen für ein halbes Jahr in die Schweiz, um ihre Beziehung aufzubessern und sich an neuen beruflichen Herausforderungen zu versuchen – er ist Koch, sie Kinderbuchautorin. Greg Zglinski schafft in »Animals – Stadt Land Tier« jedoch ab der ersten Minute eine Atmosphäre, die den Zuschauer das Schlimmste ahnen, aber gleichzeitig im Unsicheren lässt. Nick und Anna wandeln hier wie zwei Haneke-Figuren durch eine Lynch-Welt, in der Realität und Wahn langsam verschwimmen. Anfangs entstehen noch

kleine Konflikte über Banalitäten wie das Rauchen im Auto. Aber nachdem Nick ein Schaf überfährt, gerät alles aus dem Ruder, und irgendwann ist nicht mehr klar, ob man nun schon zwei Wochen oder erst seit gestern in der gemieteten Hütte lebt. Zglinski erschafft geschickt ein kafkaeskes Szenario. Wer hier paranoid ist, lügt oder träumt, ist nie ganz klar. Parallel erzählt er die Geschichte von Mischa (Mona Petri), die währenddessen auf die Wohnung der beiden aufpassen soll und von einem aufdringlichen Nachbarn für seine Exfreundin gehalten wird. Welchen Platz nimmt sie in der Beziehung der Verreisten ein? Leider zünden nicht alle Verwirrspielchen. Stilmittel wie der Auftritt einer sprechenden Katze wirken schon arg wie der gezielte »Hä?«-Effekt. So hat »Animals« leider einen kleinen Beigeschmack von Stil vor Substanz. Wer darüber hinwegsehen kann und sich in eine überzeugend gemachte Düstertwelt stürzen will, ist mit diesem Film aber gut bedient. ||

MATTHIAS PFEIFFER

ANIMALS – STADT LAND TIER

Österreich, Schweiz, Polen 2017 | Regie: Greg Zglinski
Mit: Birgit Minichmayr, Philipp Hochmair, Mona Petri
95 Minuten | **Kinostart: 16. November**

120BPM

Paris, 90er Jahre: Seit etwa zehn Jahren ist AIDS bekannt. Nach New Yorker Vorbild hat sich in der französischen Hauptstadt die Gruppe ACT UP Paris gebildet, die sich gemäß ihres Namens auflehnt: gegen das Schweigen der Regierung unter Präsident Mitterrand, gegen die Pharmaindustrie, die die Herausgabe neuer Medikamente kalkuliert verzögert und gegen



Nahuel Perez Biscayart in »120 bpm« | © Verleih Edition Salzgeber

das Stigma einer unaufgeklärten Gesellschaft. Regisseur Robin Campillo, der in den Neunzigern selbst bei ACT UP Paris aktiv war, begleitet deren Meetings in beinahe dokumentarischem Stil – die erste Hälfte des Films ist maßgeblich von der Dynamik des Kollektivs geprägt.

Doch bald wird klar: Was diese Gruppe antreibt, sind keine abstrakten Ideologien, sondern eine Politik der ersten Person. Denn während es sich der Pharmakonzern Melton Pharm in jeder Hinsicht leisten kann, neue Heilmittel bewusst zurückzuhalten, läuft den Erkrankten mit jeder infizierten T-Helferzelle die Zeit davon. Für sie wird das Politische unweigerlich privat – das zeigt sich auch an der Verschiebung des Narrativs selbst, das sich von dokumentarischer Milieustudie zum emotionsgeladenen Individualdrama wandelt: Die zarte Liebesgeschichte zwischen Sean – rebellisch, HIV-positiv – und Nathan – sanft, HIV-negativ – greift wie ein Virus auf den Film über, und das erweist sich eben nicht (nur) als dramaturgischer Kunstgriff, sondern vor allem als Illustration einer Wirklichkeit, in der das Verteidigen gesellschaftlicher Rechte zwangsweise vom persönlichen Überlebenskampf überschattet wird. Diese subtile Genreverschiebung verleiht dem Film eine kinematografische Intensität, die gesellschaftliche Aufklärung nicht vernachlässigt, sondern vielmehr kathartisch aufklärt – und das mit beeindruckender Wirkung. || ig

120BPM

Frankreich 2017 | Regie: Robin Campillo | Mit: Nahuel Perez Biscayart, Arnaud Valois u. a. | 143 Minuten
Kinostart: 30. November

Anzeigen

Gemäldegalerie Dachau

Önningeby.
Eine Künstlerkolonie auf den finnischen Ålandinseln

3. 11. 2017
bis 11. 3. 2018

www.dachauer-galerien-museen.de

FILM

19. – 25. NOVEMBER 2017
#FSFMUC

SCHOOL

WATCH ME IF YOU CAN
FILMSCHOOLFEST-MUNICH.DE

FEST

MUNICH



Julianne Moore und Matt Damon in »Suburbicon« | © Concorde Filmverleih GmbH / Hilary Bronwyn Gayle

SUBURBICON

Man dachte eigentlich, die amerikanische Vorstadtkultur der 50er Jahre sei filmgeschichtlich nun langsam mal seziert, die verlorenen Träume und der Wahnsinn der Kriegsheimkehrer hinterm weiß getünchten Gartenzaun bloßgelegt. Aber nein, George Clooney kehrt ein weiteres Mal in diese Ära zurück, um eine Mischung aus gut gemeinter Rassismus-Anklage und Noir-Geschichte aus der Feder der Coen-Brüder zu erzählen. Die beiden Geschichten wohnen gewissermaßen Grundstück an Grundstück, ohne sich wirklich nahezukommen.

Auf der einen Seite des Zauns zieht eine schwarze Familie in die blütenweiße Siedlung, und schon drehen die freundlich grüßenden Vorstadtbewohner durch. Zunächst stehen sie am Zaun, um die Eindringlinge rauszuschreien und zu trommeln, irgendwann fliegen Steine, und der Mob fackelt das Auto der Familie ab. Aber eigentlich ist das gar nicht so wichtig. Es bildet nur den Hintergrundlärm für die Geschichte im Haus nebenan.

Dort wohnen Matt Damon und Julianne Moore. Ihre Figuren entpuppen sich als Psychopathen erster Güteklasse, und es dauert nicht lange, bis die erste Leiche über den perfekt gemäh-

ten Rasen getragen wird. Die beiden Hauptdarsteller schaffen es, dass sich der Film gut anschauen lässt, aber auch nur so, wie man in der Vorstadt gut wohnen kann. Es fehlt die zündende Idee, der Mut, vor allem die Ehrlichkeit. Der Hass gegen die Schwarzen findet zwar am Rand der Handlung statt, aber das Rassismusthema bleibt im Film so sehr ein Fremdkörper wie die schwarze Familie in der weißen Nachbarschaft. ||

PHILIPP BOVERMANN

SUBURBICON

USA 2017 | Regie: George Clooney | Mit: Matt Damon, Julianne Moore, Oscar Isaac u. a. | 105 Minuten | **Kinostart: 9. November**



Der Frage »Wer war Hitler« geht dieser Dokumentarfilm nach © Verleih Edition Salzgeber

WER WAR HITLER?

München, das wird dort gern verdrängt, war Hitlers Lieblingsstadt. Hier lebte er schon vor dem Ersten Weltkrieg in der Schleißheimer Straße, bezog 1929 eine großbürgerliche Wohnung am Prinzregentenplatz. Am Odeonsplatz putschte er 1923,

und unweit des Königsplatzes, beim heutigen NS-Dokumentationszentrum, lag das Braune Haus. Einen Steinwurf davon entfernt, in der heutigen Hochschule für Fernsehen und Film, hatte Hermann Pölkings Dokumentarfilm »Wer war Hitler?« auf dem Filmfest Premiere.

Eingekürzt auf immer noch über drei Stunden kommt er nun in die Kinos. Seit seinem seltsamen Aufstieg in den Bierhallen der späteren »Hauptstadt der Bewegung« war Hitler Gegenstand zahlloser Biografien, Parodien und psychologischer Studien. Die an Leben und Persönlichkeit ausgerichteten Erzählungen, wie Joachim Fests Biografie aus den Siebzigern, setzten sich immer wieder dem Verdacht aus, mit Blick auf die Faszination für Charisma die Figur Hitlers zu erhöhen, die Rolle der Deutschen als Verführte zu verharmlosen – und auch die Vernichtung der europäischen Juden zu vernachlässigen.

Diesen Vorwurf kann man Pölkings nicht machen. Erstaunlich, von wie vielen Erschießungen durch Wehrmacht oder SS es Bewegtbilder gibt. Als Problem erweist sich aber, dass der Regisseur den Bildern nicht vertraut. Die großteils stummen Aufnahmen wurden nachvertont – mit Soldatengelächern, Geschützfeuer, Straßenlärm. Dem Film bekommt es aber gut, dass er sich optisch ganz auf die Bilder von damals stützt. Und auch wenn es ungewollt komisch wirkt, dass jedes Zitat Hitlers vom Schauspieler Jürgen Tarrach im abgehackt nussheligen Führer-Sound vorgetragen wird: Als Materialsammlung beeindruckt dieser Film durchaus. ||

ARNE KOLTERMANN

WER WAR HITLER?

Deutschland 2017 | Dokumentarfilm | Regie: Hermann Pölkings | 196 Minuten | **In ausgewählten Kinos ab 16. November**



Anzeigen

ANNA KARENINA
PREMIERE 19.11.17



Info / Karten
T 089 21 85 19 20
www.staatsballett.de
Foto Carlos Quezada

Choreographie Christian Spuck
Musikalische Leitung Robertas Šervenikas
Musik Sergei Rachmaninow, Witold Lutoslawski,
Sulkhan Tsintzadze, Josef Bardanashvili

BAYERISCHES STAATSBALLET

BAYERISCHE
STAATSOPER



OPER SCHENKEN!

Geschenkabos – ab 70€

Geschenkgutscheine –
Betrag frei wählbar

Laden Sie ein in die Bayerische Staatsoper!

Tageskasse am Marstallplatz 5 80539 München T 089 2185 1930 www.staatsoper.de/geschenkabos

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

MARTIN PARR

Souvenir. A Photographic Journey

Kunstfoyer der Versicherungskammer
Maximilianstr. 53 | bis 28. Jan.
täglich 9–19 Uhr



Martin Parr: »Knokke Le Zoute. BELGIUM«
2001 | © Martin Parr / Magnum Photos und Kunstfoyer

Mit unnachahmlichem Blick entlarvt Martin Parr in seinem fotografischen Kosmos das Banale und Groteske des Lebens westlicher Gesellschaften. Seine Kamera wird zum Spiegel unserer Welt des Konsums, der Freizeit und der Kommunikation.

Der Brite (*1952 in Epsom, Surrey) zählt zu den einflussreichsten zeitgenössischen Fotografen weltweit. Seine sozialdokumentarischen Studien wurden vorbildhaft für zahlreiche junge Künstler. Mit liebevoller Ironie beobachtet er seit den 70er Jahren in verschiedenen Serien den Menschen und seine Verrichtungen. Legendar sind seine satirischen Fotoessays und Dokumentationen über die Identität Großbritanniens. Abgründig, prölig, schrill – alle Klischees werden bedient: Close-ups von sonnenbebrillten Sonnenanbeterinnen, von drallen Hintern in knappen Badehosen, fetten Hotdogs zwischen blau lackierten Fingernägeln, poppig bunten Süßspeisen, schrillen Schaufensterdekorationen und kitschigen Plastiksouvenirs. Es ist die Kunst Martin Parrs, die spezielle Situation zu erfassen und den richtigen Moment einzufangen, eine Schnappschussfotografie, die wie inszeniert wirkt. Tageslichtszenen sind zusätzlich mit Blitzlicht aufgehellt, was die knalligen Farben zum Leuchten bringt und die Atmosphäre der Szenerien stark überzeichnet. Die Parr-Welt ist eine Daily Soap mit hohem Unterhaltungswert, schräg, humorvoll sowie voller Einsichten in die Absurdität des Alltäglichen. Als Chronist unserer Zeit ist Martin Parr dabei nie abschätzig oder süffisant, sondern selbstironisch und selbstkritisch: Über andere schmunzeln, das ist das eine. Sich selbst erkennen, das andere. Etwa in den »Bored Couples«, den gelangweilten Paaren. Hat man nicht selbst schon schweigend ins Glas gestarrt, während das Gegenüber den Blick gedankenversunken ins Leere richtet? Oder die Serie mit den Tanzszenen: Man kann sich glücklich schätzen, bei den eigenen ekstatischen Verrenkungen nicht unversehens in den Fokus einer Kamera zu geraten. Wenn Martin Parr in »Small World« den Blick von den Sehenswürdigkeiten abwendet und den Touristen in die Linsen blickt, fühlt man sich schmunzelnd selbst ertappt. Ist man auch geneigt, sich von all den bizarren Motiven des Fotografen zu distanzieren, den feisten und schweinchenrosa Bikiniträgerinnen an überfüllten Stränden, den Fast Food kauenden Familien vor überquellenden Papierkörben, mal ehrlich: Gibt man sich nicht selbst oft genug der Lächerlichkeit preis, darauf vertrauend, dass kein Martin Parr den Fotoapparat bereithält?

Mit der Retrospektive setzt das Kunstfoyer der Bayerischen Versicherungskammer seine Ausstellungsreihe über Fotografen der renommierten Agentur Magnum fort. Die Präsentation, die auch schon in Zürich, Stockholm und Wien zu sehen war, umfasst rund 200 Werke aus dem Œuvre ab den 80er Jahren, seit Parr mit Farbfotografie arbeitete. Aus dem umfangreichen schwarz-weißen Frühwerk wird stellvertretend nur die Serie »The Non-Conformists« gezeigt: Szenen aus dem Städtchen Hebden Bridge, ein eindrückliches Gesellschaftspanorama der untergehenden traditionellen Welt, in dem bereits Parrs grotesker Humor aufblitzt.

STEPHAN BAUMKÖTTER

Arbeiten auf Papier

Galerie Rupert Walser | Fraunhoferstr. 19
bis 17. Dez. | Di bis Sa nach Anmeldung:
089 2011515



Stephan Baumkötter: o.T. | 2017 | Pastell auf Papier,
32 x 24 cm | © Stephan Baumkötter / Courtesy Galerie
Rupert Walser

Die Malereien, Zeichnungen und Grafiken von Stephan Baumkötter zeichnen sich durch eine spezielle Technik aus: Ölstifte auf Wachs-basis werden über den Bildträger gerollt, gedreht, mit der Hand verrieben oder über die Kanten geführt, sodass seltsam diffuse Oberflächen, unspezifische Farbtöne und willkürliche Setzungen entstehen – Bilder, die, so Baumkötter, »in einem Zustand endloser Reflexion bleiben«. Den schwer in Worte zu fassenden, tiefen Eindruck, den die Bildkunst Stephan Baumkötters bei empfänglichen Betrachtern auslösen kann, lässt sich in der Galerie Walser erleben: Die sublimen Papierarbeiten aus den letzten vier Jahren eröffnen komplexe Bildwelten. Einander überlagernde Schichten verbinden sich so zu transparenten, unterschiedlich dichten Flächen, dass diese räumliche Volumen herausbilden, die zu vibrieren scheinen, fluffig und wolkig anmuten. Die Farben sind derart in das Papier hineingerieben, dass dessen Textur hervortritt und haptische Strukturen sichtbar macht. Auf kaum nachvollziehbare Weise ist die Oberfläche so modelliert, dass sie weniger eine räumliche Tiefe entwickelt als eine vielschichtige, milchige Dichte. Die farbliche Nuancierung verstärkt diese Strategie, sodass Differenzierungen in der Tonigkeit nur noch als ein Changieren zwischen Dichte und Transparenz erscheinen. Zeichnerische Linien, Kürzel und Haken intervenieren im geschlossenen Gefüge, scheinen durch, brechen heraus oder stehen abseits. Sie bilden eine Art Kontrapunkt oder auch konkrete Ankerpunkte für das Auge.

Die Arbeiten Stephan Baumkötters sind keine ins Bild gesetzten, fertigen Kompositionen, sondern sie verlangen eine Wahrnehmung, die über das rein visuelle Begreifen hinausgeht und eher emotionale oder geistig-metaphysische Sensorien anspricht. Unterstützt wird die Wahrnehmung durch den minimalistischen Galerieraum, in dem kein störendes Element von den Arbeiten ablenkt, die in schlichten Holzrahmen in exakter Abmessung zwischen Boden und Decke zu schweben scheinen.

Dieses sinnliche Erleben vor dem Original kann der Katalog nicht ersetzen, dennoch nimmt man das hochwertig gemachte Bändchen gern mit nach Hause, um den Genuss der Ausstellung nachwirken zu lassen.

Stephan Baumkötter wurde 1958 in Münster geboren, er studierte an der Kunstakademie in Düsseldorf und lebt und arbeitet in Köln und Bremen. Er hat etliche Preise und Stipendien erhalten, war an verschiedenen Kunsthochschulen als Professor tätig und in zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen vertreten. Seit 1994 gehört er ins Stammpertoire der Galerie Rupert Walser.

JULIO RONDO

Report_Images

Galerie Andreas Binder | Knöbelstr. 27
bis 25. Nov. | Di bis Fr 11–18.30, Sa 11–15 Uhr

Die Bilder springen einen regelrecht an, wenn man die Galerie betritt. Die leuchtenden Farben, der luzide Pinselduktus, die räumlichen Überblendungen – die Handschrift ist unverkennbar: Julio Rondo. Der gebürtige Spanier (*1952 in Sotroñdio), der seit seinem zehnten Lebensjahr in Stuttgart lebt und an der dortigen Merz-Akademie als Professor für Visuelle Kommunikation lehrt, hat sich seinen Namen mit geometrisch-abstrakter Hinterglasmalerei gemacht. Die mehrschichtig mit Acryl bemalten und besprühten Gläser bewegen sich zwischen Malerei und Objekt. Ihre farbliche wie räumliche Wirkung ist unmittelbar und eindrucksvoll in einer Weise, die von manchen Autoren als mystisch beschrieben wird. Die vorderste Schicht wird zuerst aufgebracht, alle anderen Ebenen dahinter gestaffelt, was die Bildwirkung mit dieser Technik so schwer planbar macht. Der Malakt selbst beruht nicht auf spontanen Gesten – selbst wenn die breiten und ungleichmäßigen Pinselstrukturen das vermuten lassen –, sondern auf wohlgedachten und komponierten Setzungen. Vorangegangene Werkphasen mit den formal verdichteten Lineaturen, bänderartigen Verschlingungen und Gitterstrukturen hat Rondo hinter sich gelassen zugunsten formal reduzierter Flächenkompositionen, in denen die linearen Elemente wie Erinnerungen im Hintergrund durchscheinen: Tatsächlich schwingt bei Julio Rondo auch die Auseinandersetzung mit Vergangenen mit. In begleitenden Texten wird immer wieder der Verweis auf biografische Bezüge betont, auf die Frage des Erinnerens und Vergessens, die in den Arbeiten des Künstlers eine Rolle spielt. So soll Rondo bei seinen Bildfindungen immer wieder auf Skizzen und Zeichnungen zurückgreifen, die in Alltagssituationen entstanden sind und die in Verarbeitung seines subjektiven Empfindens der Vergangenheit gegenüber in seine Malerei einfließen. Dem Betrachter wird dies mangels narrativer Bezüge in den rein abstrakten Arbeiten nicht erkenntlich. Allein das Wissen darum verführt aber dazu, die Bildräume, Farben und Formen mit eigenen, bildhaften Assoziationen zu füllen.

THE PHENOMENON OF PERCEPTION

Carlos Cruz-Diez & Ludwig Wilding

Galerie Renate Bender | Türkenstr. 11
bis 22. Dez. | Di bis Fr 13–18, Sa 11–15 Uhr

Mit der Op-Art wird ein Stück Kunstgeschichte in Erinnerung gerufen, das einem gut vertraut, aber irgendwie auch abgeschlossen erscheint, weil man es als ausgereizt empfindet, körperlich unangenehm (Schwindel), oder weil man es eher in der Nähe des Designs verortet. Die mit dem paradoxen Begriff der optischen Kunst bezeichnete Stilrichtung der 60er Jahre ist eine eher rationale, auf wissenschaftlichen Erkenntnissen fundierte Bildkunst, die auf die Wirkung abstrakter Formmuster und geometrischer Farbfiguren der konstruktivistischen Kunst sowie auf lichtkinetische Erfahrungen zurückgreift, um



Julio Rondo: »No Reply« | 2017 | Acryl hinter Glas, Acryl und Spray auf Holz, 152 x 122 cm | © Julio Rondo / Courtesy Galerie Andreas Binder

dynamische Erscheinungsweisen in die Farbflächen einzubringen. Die visuelle Wahrnehmung der Werke soll Überraschungen und Irritationen beim Betrachter auslösen, visuelle Täuschungen hervorrufen, Scheinbewegungen, Flimmereffekte oder dreidimensional wirkende Körper suggerieren. Mit der Op-Art wird rein die sinnliche Erfahrungsebene des Betrachters angesprochen, es werden keine weiteren Voraussetzungen für die Kunstbetrachtung benötigt als ein aktives Bewegen und Sehen im Raum.



Carlos Cruz-Diez: »Psychromie 300« | 1967 | Kasein auf Karton, Kunststoff-Streifen, Holz, 31 x 31 cm | Leihgabe aus Privatsammlung | © Carlos Cruz-Diez / Adagp, Paris 1998

So ist auch in der Galerie Bender die Betrachtung der Werke von zwei Protagonisten dieser Kunstrichtung wieder leicht schwindelerregend, doch man ist neu überrascht, welche Möglichkeiten und überraschenden Wirkungen das Zusammenspiel von Farben und Licht im Raum bietet. Der franko-venezolanische Künstler Carlos Cruz-Diez (*1923 in Caracas) sowie Ludwig Wilding (1927 Grünstadt/Pfalz bis 2010 Buchholz/Nordheide), der auch als Gründer der Stiftung für Konkrete Kunst und Design in Ingolstadt (2007) bekannt ist, waren bereits 1965 bei der Schlüsselstellung »The Responsive Eye« im MoMA in New York vertreten. Wie spektakulär und wegweisend diese Stilrichtung einst war, ist jetzt im Rückblick mit Werken von 1960 bis heute zu erahnen.

Carlos Cruz-Diez' streng lineare, auf Gitterstrukturen basierende starkfarbige Arbeiten erproben die Wahrnehmung der Farbe im realen Raum zu einer realen Zeit. Seine wissenschaftliche Herangehensweise machte ihn zu einem der wichtigsten Farbtheoretiker des 20. Jahrhunderts. Von Ludwig Wilding sind objekthafte Bildreliefs zu sehen, in denen es um visuelle Wahrnehmung schwarz-weißer Strukturen geht. In komplexen, stark räumlich erscheinenden Gitterwerken, Wellenformationen und kubischen Konstruktionen erprobt er die Sehgewohnheiten des Betrachters in Bezug auf die Wechselbeziehung von Auge und Gehirn sowie auf die Wirkungsmöglichkeiten im Raum. ||

Anzeige

FAIRNESS, NACHHALTIGKEIT, BASISDEMOKRATIE

GEMEINWOHL
ÖKONOMIE

Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

Ulenspiegel Druck

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3 · 82346 Andechs
Telefon 08157/99759-0
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de



Porträt Gabriele Münter
um 1935 | © Gabriele Münter- und Johannes Eichner-Stiftung, München / VG Bild-Kunst, Bonn 2017

Das Lenbachhaus hat einen gewichtigen Teil seiner weltweiten Attraktivität Gabriele Münter zu verdanken. Denn sie bewahrte, nachdem sich Wassily Kandinsky von ihr getrennt hatte, dessen künstlerischen Nachlass in ihrem Besitz und rettete ihn sowie ihre Sammlung aus dem Kreis des Blauen Reiter im Keller ihres Murnauer Hauses über die Zeit des Nationalsozialismus und den Krieg hinweg. 1000 Werke des Blauen Reiter schenkte Münter 1957, anlässlich ihres 80. Geburtstages, dem Lenbachhaus. Dessen Direktor, Hans Konrad Roethel, war schon seit 1952 mit Münters

Dort gehe ich chronologisch vor, kontextualisiere biografisch, schaue mir die Rückseiten an, um die Werke datieren zu können. Weil ich dabei inzwischen so viele Arbeiten gesehen habe, konnte ich nun andererseits einen Schritt vom Chronologisch-Biographischen zurücktreten, um eben solche Schwerpunkte herauszukristallisieren. Um im Blick auf das Werk eine freiere Herangehensweise zu entwickeln gegenüber all dem, was man schon weiß.

Neu in der Ausstellung ist, dass von den ca. 130 Gemälden in der Ausstellung etwa die

viert. In den Zwanzigern entstehen Werke, die in ihrer Nähe zur Neuen Sachlichkeit man nicht unbedingt sogleich mit Münter assoziieren würde. Es gelingt ihr auch hier, wie schon in der skandinavischen Zeit 1915–1920, einen neuen Zugang zu Motiven zu schaffen.

Wer war Johannes Eichner, der zweite Namenspatron der Stiftung?

Eichner war Philosoph und Kunsthistoriker, Journalist und Privatgelehrter. Münter lernte ihn auf einer Silvesterfeier 1927 kennen. Es folgten dreißig Jahre gemeinsamen Lebens bis zu Eichners Tod im Jahr 1958. Er hat sie sehr

gart. Sie lebte danach zurückgezogen mit Eichner in Murnau. Ihr letzter öffentlicher Auftritt war 1938 eine kleine Präsentation in der dortigen Buchhandlung Wiegmann. Sie malte weiterhin Landschaften und Stillleben und hatte auch Porträtaufträge.

Bei der Jahrespressekonferenz haben Sie ein bisher unbekanntes Werk präsentiert, das in rätselhaftem Interieur und Licht vier Frauen beim Zuhören und darüber ethnologische Objekte an der Wand zeigt.

Ein tolles Bild. Aber genau zu dieser Szene haben wir bis jetzt noch nichts herausgefunden.

Das ganze Spektrum der Malerei Gabriele Münters eröffnet die Ausstellung im Kunstbau des Lenbachhauses. Ein Gespräch mit Kuratorin Isabelle Jansen.

Gabriele Münter: »Haus in Schwabing« | 1911
Öl auf Leinwand, 88,3 x 100,3 cm | Milwaukee Art Museum, Gift of Mrs. Harry Lynde Bradley
Foto: P. Richard Eells, | © Artists Rights Society (ARS), New York / VG Bild-Kunst, Bonn 2017 ||
»Das Frühstück der Vögel« | 1934 | Öl auf Pappe, 45,5 x 55 cm | Courtesy of the National Museum of Women in the Arts, Washington, D.C. Gift of Wallace and Wilhelmina Holladay, Foto: Lee Stalsworth
© VG Bild-Kunst, Bonn 2017



Lebensgefährten Johannes Eichner und der Künstlerin befreundet und unterstützte deren Plan einer Stiftung. Münter starb 1962 und durch testamentarische Verfügung wurde vier Jahre später die Gabriele Münter- und Johannes Eichner-Stiftung rechtsfähig, die mit Münters künstlerischem Nachlass und vielen Dokumenten als einzigartiges Forschungszentrum zum Blauen Reiter fungiert.

Isabelle Jansen ist die aktuelle Leiterin der Stiftung, die das Œuvre Münters in jeglicher Hinsicht pflegt und sich auch um das seit 1998 als Erinnerungs- und Ausstellungsort zugängliche Münter-Haus in Murnau kümmert. Auch die Ausstellung im Kunstbau, die nach Redaktionsschluss eröffnet wurde, hat Isabelle Jansen kuratiert. »Die Bilder sind bescheiden gemalt, aus einem ehrlichen inneren Trieb entstanden«, schrieb Wassily Kandinsky 1913 über seine Partnerin. Gemeint war das als hohes Lob für ihre Ursprünglichkeit, ungewöhnliche Begabung und »wirkliche Künstlerschaft«. Solche Etiketten wie Unmittelbarkeit und Einfachheit diskutiert die Ausstellung als Teil eines komplexen ästhetischen Konzepts.

Nach der letzten großen Retrospektive Münters 1992 im Lenbachhaus gab es Ausstellungen zur Fotografie und zur Druckgrafik, Münter war in Bordeaux, London, Chemnitz und Hannover zu sehen. Die Sommerausstellung in Murnau und Oberammergau widmete sich dem Verhältnis zur Volkskunst. Ihre Ausstellung will, so heißt es im Katalog, die »reduzierte Rezeption von Münters Arbeit erweitern«.

Trotz dieser Ausstellungen ist die Rezeption von Münters Werk letztendlich im Kontext des Blauen Reiter verhaftet geblieben. Wir zeigen jetzt erstmals frühe Fotos aus Nordamerika in Gegenüberstellung zu ihrer Malerei. Und wir präsentieren ihr Werk nicht in chronologischer Abfolge, sondern in thematischen Schwerpunkten, die den Schaffensprozess der Künstlerin in den Vordergrund stellen. Wir möchten die Vielschichtigkeit ihres Werks vor Augen führen. **Was haben Sie in fünf Jahren Forschungsarbeit Überraschendes zutage gefördert?** Ich arbeite schon lange am Werkverzeichnis.

Hälfte überhaupt noch nie gezeigt worden sind oder zuletzt nur zu Lebzeiten Münters.

Als Titel haben Sie eine Selbstcharakterisierung Münters gewählt: Malen »ohne Umschweife«.

Diese Unmittelbarkeit war vielleicht von Anfang an da, schon beim Fotografieren um 1900. Faszinierend ist, wie schnell Münter ein Motiv visuell erfassen konnte, sie wusste, was sie malen wollte, war nie – wie manch andere – auf der Suche nach einem Motiv. Wenn sie das Motiv, das sie interessiert, dann umsetzt, geht es ihr um die Wiedergabe einer Essenz, eine ausdrucksstarke Vereinfachung »ohne Drum und Dran«, wie sie es nennt.

Um 1908, beim gemeinsamen Malen der Künstlerpaare in Murnau, war ja vielleicht Jawlensky am Weitesten, was solche gesteigerte Vereinfachung anlangt. Wenn die Moderne ein Experimentallabor für neue Bildformulierungen ist, wirkt es bei Münter freilich so, als gäbe es nur geglückte Bilder, keine Wackler in der Entwicklung.

Eine solche visuelle Veranlagung allein reicht nicht aus, um gute Bilder zu malen. Man muss daran arbeiten. Und man folgt Impulsen von außen und reflektiert sie. Gabriele Münter ist viel gereist, hat sich für vieles intensiv interessiert und sie war besonders offen – seien es japanische Holzschnitte, die Moderne in Paris, Jawlensky, die bayerische Hinterglasmalerei, Volkskunst, Kinderzeichnungen. Aber sie haben Recht, es ist erstaunlich. Wenn man immer vom Stilwandel in der Murnauer Zeit spricht, zeigen in der Ausstellung nun die Bilder aus Lana, dass Münter sich schon im Frühjahr 1908 vom Spätimpressionismus löst. Und dann geht es rasch, und wie intensiv!

Münter hat in den 20er Jahren viel ausgestellt, aber war sie auch noch so produktiv?

Als Münter nach dem Krieg, 1920, aus Skandinavien nach Deutschland zurückkehrt, muss sie als allein stehende Frau und Künstlerin ihr Leben neu aufbauen. Das kostet viel Kraft. Sie lebt in Berlin, München, Murnau, Elmau und Paris, ist wieder viel unterwegs, knüpft Beziehungen an und kümmert sich um Ausstellungsbeiträge. Sie malt weniger, bis sie um 1930 in Paris ihre Arbeit wieder intensi-

verehrt – und sehr unterstützt, Ausstellungen organisiert, das Buch »Kandinsky und Gabriele Münter. Von Ursprüngen moderner Kunst« geschrieben. Er hat beim Rahmen geholfen – und war teils sogar in den Schaffensprozess involviert. Ein Beispiel: Eichner hat auch gezeichnet. Von einem Libyenafenthalt 1939 – Münter ging nicht mit auf die Reise, sondern blieb in Murnau – hat Eichner ein Skizzenbuch mitgebracht, das wir leider nicht kennen. Nach Zeichnungen daraus hat Münter Gemälde gemacht; eines dieser Motive, »In der Wüste«, ist aktuell im Münter-Haus zu sehen.

Wie hat Münter in der Zeit des Nationalsozialismus überlebt?

In den 30er Jahren wurde es finanziell zunehmend schwieriger. 1936 hat sie zwei Werke mit dem Motiv der Baustelle an der Olympiastraße in der Ausstellung »Die Straßen Adolf Hitlers in der Kunst« gezeigt. 1937 hatte sie zum 60. Geburtstag eine Ausstellung in Herford, eine im Münchner Kunstverein und eine in Stutt-

den. (lacht) Im Audio-Guide-Text ist deshalb ein Aufruf an die Besucher, wenn sie etwas wissen oder zu erkennen glauben – bitte melden! Aber auch bei anderen Gemälden, wo man die Szenerie auf den ersten Blick erkennen kann und denkt, es ist alles klar, gibt es viel zu entdecken. Münter hat auch abstrakt gemalt, sie ist sehr wandelbar in ihrem Schaffen. Und ihre Werke erweisen sich trotz der scheinbaren Einfachheit als durchaus komplex. Es bleibt spannend. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

GABRIELE MÜNTER – MALEN OHNE UMSCHWEIFE

Kunstbau | U-Bahnhof Königsplatz, Zwischengeschoss | **bis 8. April** | Di-So/Fei 10–22 Uhr
Führungen: 10.15, 12.15, 14.15, 16.15 und (nur Di) 18.15 Uhr | Der Katalog kostet 32 Euro
www.lenbachhaus.de

Anzeige

**Der Akademieverein lädt ein zur
27. Auktion
in der Akademie
am 13. November 2017, 18.30 Uhr**

Zum 27. Mal werden Arbeiten von Studierenden, ProfessorInnen und WerkstattleiterInnen der Münchner Kunstakademie versteigert. Der Erlös dient der Förderung studentischer Projekte an der Akademie.

Vorbereitung
Samstag 11. bis Montag 13. November 2017
jeweils 11 bis 18 Uhr

Infos und Katalog unter
www.akademieverein.de/auktion-2017/

Akademie der Bildenden Künste München
Lichthof im Erweiterungsbau
Akademiestr. 4, 80799 München

**AKADEMIEVEREIN
MÜNCHEN**

Asiatischer Traum

Wie Bücher riechen – die Japanerin Hisako Inoue sensibilisiert in der Stuckvilla die Sinne.

Jeder kennt Ikebana. An einer Teezeremonie wollte man immer schon einmal teilnehmen. Aber eine Geruchszeremonie, ist auch in Japan ein eher seltenes Erlebnis. In der Villa Stuck nun findet kein derartiges Ritual statt, sondern Hisako Inoue hat eine Aktionsfläche »geruchsbasierter Kunst« eingerichtet. Zur Partizipation an fremden Gerüchen und eigenen Erinnerungen und Assoziationen. Hier wird man nicht von einem Meister eingeführt, sondern darf selbst stöbern und schnüffeln. Angeleitet freilich von Instruktionen zum Umgang mit den Büchern und Düften. Das Projekt – mit ergänzenden Hörstationen und einer Papierhöhle – soll als Anregung zur Kontemplation und Freisetzung von Erinnerungen und Assoziationen dienen.

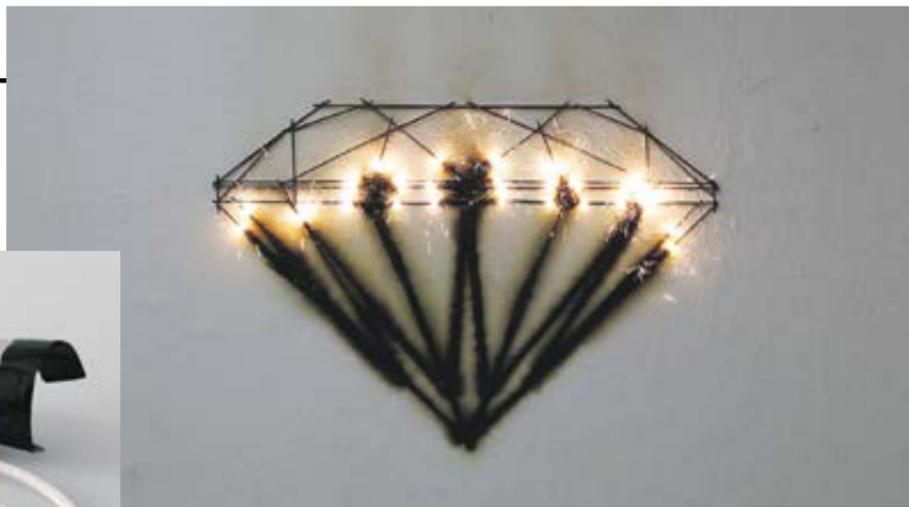
Die japanische Künstlerin spricht nur ihre Muttersprache, konnte also die Titel und Texte der Bücher nicht entziffern, die sie – der Nase nach – in Münchner Antiquariaten ausgewählt hat und von denen nun 22 Stück zur Kontaktaufnahme unter Käseglocken bereitliegen. Zuvor hatte Hisako Inoue die Bände in Schutzverpackungen mit nach Japan genommen und von einer Biochemikerin, die an der Universität über Körpergerüche von Lebewesen forscht, analysieren lassen. Hierbei wurden besonders intensive Geruchsbestandteile isoliert und diese 18 Essenzen finden sich in Riechfläschchen auf einem Extratisch. Starke Düfte, quasi die volle Dröhnung, mit denen man nicht gleich als Erstes die Nase überfordern sollte. Denn es gilt ja die unterschiedlichen Bücher-Gerüche zu erschnüffeln.

Dabei fühlt man sich – auch wenn man die Augen schließt und nicht liest – doch von der Haptik und Sensorik, vom Material der Einbände und des jeweils verwendeten Papiers beeinflusst. Und riecht dieses schmale Bändchen wirklich so, als wäre es im Schrank der Großtante aufbewahrt worden? Es ist ein rororo-Taschenbuch von Max Brods »Die Frau, nach der man sich sehnt« aus dem Jahr 1960. Kaum Kunststoffgeruch. Aber es geht noch genauer: Für jedes Buch wurde zuvor auch ein Sensorik-Test mit Schnüffel-Experten durchgeführt. Als Ergebnisse sind sogenannte Deskriptoren (auf einer Skala von 1 bis 6) in Netzdiagrammen verzeichnet, wie etwa beim Wein-Geschmack. Hier bei Brod ist »rauchig« nicht präsent, gering der Ausschlag bei den Komponenten »süß« und »minzig«, dafür stärker bei »grasig« und »modrig«. Zusätzlich hat die Künstlerin dafür aus ihrer Wahrnehmung eine eigene Geruchs-Bezeichnung formuliert: »Friedliche Stunden«. Geht das mit rechten Dingen zu? Denn modrig, nach grabligen Flohmarktkisten, muffiger Garage und feuchtem Keller, und gar nicht süß – also genau gegenteilig zu Brod und ganz anders wiederum als nun hier im Diagramm angegeben – riecht für mich ein anderes Druckerzeugnis: das »Landser«-Heft »Dschungelkrieg im Pazifischen Ozean«. Oder ist das feinstere Matcha? Riechen Japaner anders? »Ein modisch gestylter älterer Herr« hat Inoue dieses Odeur betitelt. Stundenlang könnte man nun den eigenen kulturellen Voreinstellungen und den neu gewonnenen Sinesindrücken weiter nachspüren. || tb

HISAKO INOUE:
»DIE BIBLIOTHEK DER GERÜCHE«
Museum Villa Stuck | Prinzregentenstr. 60
bis 14. Januar | Di-So 11-18 Uhr, erster Freitag im Monat 18-22 Uhr freier Eintritt
Der zweisprachige Katalog (92 S., mit Abb.), kostet 19,80 Euro | Kuratorenführung: 29. Nov., 17 Uhr | 10. Jan., 11-15 Uhr: Workshop
»Gerüche lesen«, Anmeldung: 089 4555510
weitere Führungen und Kinderprogramm:
www.villastuck.de



Nadja Soloviev: Halsschmuck »Flamingo«
2015 | Baumwolle, lichtempfindliche Farbe, lichtundurchlässige Verpackungsfolie; Größe: variabel, ca. 60-100 cm, Verpackung 33x20 cm
© Nadja Soloviev



Ein Diamant ist unvergänglich – Gisbert Stach: »Sparkling Diamond«
2011 | Wandinstallation, Wunderkerzen; Durchmesser ca. 1,5 m
© Video still: Gisbert Stach

Kunst oder Gewerbe?



Rose Stach: »Blaues Quadrat« (Detail) | 2016 | Afghanische Burka, zerschnitten, geknüpft; 50 x 50 cm | © Rose Stach

Die Ausstellung »angewandt« zeigt Positionen im Spannungsfeld von angewandter und freier Kunst.

THOMAS BETZ

»Kunst + Handwerk« steht in geschmiedeten Lettern über den Schaufenstern des Ladengeschäfts in der Pacellistraße. Hier residiert der Bayerische Kunstgewerbeverein und präsentiert ein wechselndes Angebot hochwertiger Kunsthandwerks seiner Mitglieder. In edler Gegnerschaft zur industriellen Massenware. Wie aber sieht es mit der nachbar- und freundschaftlichen Beziehung zur Kunst aus? Dieser Frage widmet sich die aktuelle Präsentation im angeschlossenen Ausstellungsraum. Die haben die Kuratoren Unk Kraus und Gisbert Stach ironisch »angewandt« betitelt (Kraus formulierte früher einmal den Superlativ »angewandst«), und der Untertitel verspricht »eine Einlassung zur Zweckhaftigkeit in der angewandten und bildenden Kunst«. Keine rein ästhetisch-philosophische Frage: Denn angewandte Künstler, die zugleich »frei« arbeiten, können schwerlich vom »Absatz« ihrer befremdlicheren Objekte leben, stecken sie doch nicht selten in einer Grauzone zwischen Kunsthandwerk und dem nicht leicht zugänglichen Kunstmarkt fest.

Also immer ran an die »Kunst«. Und was gehört zur »Zweckhaftigkeit« einer solchen Ausstellung? Sichtbarkeit, Erkenntnisgewinn – und auch der Verkauf? Jedenfalls werden im Foyer des Ladens kleinere Objekte der Ausstellenden angeboten. Denn die riesigen Gefäße von Andrea Viebach, innen mit Birkenansichten veredelt, passen nicht perfekt neben jedes Sofa.

Wie der Flamingo weiß geboren wird und sein Kleid sich erst später durch Nahrungsaufnahme verfärbt, verändert sich Nadja Solovievs Halskette und macht deren Träger zu Knotenschürzenden Mitgestaltern. Und zu Teilhabern am Geheimnis der Verwandlung: Unschuldig kommt das Seil aus der Schutzverpackung – der Lichteinfluss erzeugt eine sich stetig wandelnde Farbveränderung hin zu Blau. Vom Seil zum Tod durch den Strang oder zum Selbstmord ist es assoziativ nicht weit. Einen Schritt weiter gehen Gisbert Stach – mit seinen Videos einer Schmuckstück-Zersetzung und eines fulminanten Diamanten – und Diana Dudek. Schmuck ist hier dokumentierte Aktion und Memento. Dudek zeigt ein Foto eines Halses mit Striemen-

Spur und erinnert an eine spezielle historische Mode. Ein rotes Halsband trug man an der Stelle, wo die Guillotine den Kopf vom Rumpf trennte. »Gleichermaßen wurde so auch Trauer und Solidarität bezeugt, wenn Freunde oder Familienmitglieder hingerichtet wurden«, schreibt sie dazu. Und verweist auf ihre Ohnmacht angesichts heutiger Bilder von Geköpften aus Syrien.

Schmuckstücke verdienen einen würdigen Platz. Bei Anna Eichlinger ist das keine edle Schachtel, sondern Beton, in den sie die Familienerbstücke eingießt. Ein etwas anderer Zugang der Erinnerung. Nun, Schmuck ist der Gebrauch, den man von ihm und mit ihm macht. Verwandelndes, zerstörendes Verändern kann Veredeln bedeuten: René Martins »Tauwerk« aus Beton wird in einer Performance gebrochen, die starren Stäbe – nun in Stücken – fügen sich zu flexiblen Ketten. Barbara Schrobenhauser wiederum fertigt keine Kuben oder falsche Seile aus Beton, sondern Steine aus leichtestem Material. Im Zeitalter der virtuellen Realitäten und der Misch- und Ersatzstoffe, stellt sie die Frage, was wir eigentlich sehen, ergreifen und begreifen.

Ein Jahrhundert seit Duchamps De-Kontextualisierung von Objekten, kommt es in der Kunst auf den Kontext der »Lektüre« und »Teilhabe« an: Suska Mackerts Flechtwerk will in Teile gerissen werden, die Kollaboration des Nutzers, der Prozess seines Eingreifens bestimmen Form, Gehalt und Bedeutung des neu Entstandenen; allein schon der Blick erzeugt Möglichkeiten und reflektiert Verhaltensweisen.

Nicht alle 29 Ausstellenden können hier genannt werden. Einige arbeiten mit Holz, andere mit Metall, Keramik, Flechtwerk, basteln mit Fundstücken oder gestalten Textilien. Masayo Oda präsentiert ein gläsernes »Kinderkleid«. Rose Stach, bekannt für ihre Teppich-Installationen, appliziert die sprichwörtliche Pistole unter dem Kopfkissen als frivolen Dekor. Gleichermaßen eine Meta-Hommage an Malewitsch und dessen quadratische Radikalisierung der Malerei und eine Meta-Kultur-Kritik ist ihr blauer Teppich: aus einer in

Streifen geschnittenen Burka, handgeknüpft. Unter den Schmuckleuten gibt es diverse Gemeinsamkeiten, etwa was die Ausbildungswege betrifft: Eine Goldschmiedelehre in München, wie bei Dudek und Kurator Unk Kraus. Die Ausbildung an der Berufsschule in Kaufbeuren-Neugablonz wie bei Rose und Gisbert Stach, Frauke Zabel, Suska Mackert und Shirin Damerji, die ihren grandiosen Zeichentrickfilm »Leni Riefenstahl« zeigt, oder der Silberschmiedin Susanne Holzinger, die jetzt Schmuck aus Dreck macht, nämlich aus Papierstaub. Sodann ein zweites Studium an einer Kunstakademie: etwa in München in der legendären Schmuck-Klasse von Otto Künzli, wie bei Attai Chen, Peter Bauhais und David Bieland, oder in Nürnberg, wo René Martin und Soloviev Meisterschüler waren. Oder sie kommen direkt aus der Kunstakademie – mit Auszeichnung. Manche waren mit Einreichungen zum Danner-Preis (siehe rechte Seite) erfolgreich, wie Gisbert und Rose Stach, Diana Dudek und Barbara Schrobenhauser. Einige sind inzwischen Professoren und Dozenten. Was es mit der Kunst auf sich hat, kann man bei allen lernen. ||

ANGEWANZT

Bayerischer Kunstgewerbeverein
Pacellistr. 6-8 | bis 18. November
Mo-Sa, 10-18 Uhr | Aktionstag: 16. Nov., 18.30-20.30 Uhr
www.bayerischer-kunstgewerbeverein.de

VORMERKEN! |||||

ab 7. November

40 JAHRE WALTER STORMS GALERIE
Walter Storms Galerie | Schellingstr. 48
Di-Fr. 11-18 Uhr, Sa 11-16 Uhr
www.storms-galerie.de

Den Abschluss des Jubiläumjahres feiert Walter Storms noch einmal mit einem Ausstellungsmarathon: Jeden Dienstag, in wöchentlichem Wechsel bis Weihnachten, präsentiert er jeweils eine neue Ausstellung in den verschiedenen Räumen der Galerie. Mit Künstlern, denen er besonders verbunden ist. Albert Hien beispielsweise, mit dem die Serie startet, ist heute Professor an der Münchner Akademie, an der er einst diplomierte. Storms zeigte den Künstler schon damals, 1982, als er sein erstes Stipendium erhielt und mit seinen Blech-, Wasser- und Feuer-Installationen zur documenta eingeladen wurde. Einen erfrischenden Blick zurück auf diese Epoche wirft nun die aktuelle Präsentation. Es folgen die Neuentdeckung Mark Killian (ab 14. 11.), Kunstwerke-Porträts des sensiblen Fotografen Klaus Kinold (ab 21. 11.), Aquarelle u. a. von Bustamante, Girke und Erben (ab 28. 11.), »Invoice Paintings« mit Archivmaterial von Caro Jost (ab 5. Dez.) und eine Hommage an Ad Reinhardt (ab 12. 12.) mit Beiträgen von Graubner bis Uecker.



Hiawatha Seiffert:
Objektschale | 2014
Stahl, Maschinenkette,
geschweißt, geschmiedet, gewachst:
L 40 cm, B 50 cm, H 18 cm
Foto: Eva Jünger (2)

Der Qualitätsanspruch des traditionsreichen Danner-Preises ist hoch gesteckt. In der Stuckvilla ist zu bewundern, wie die dieses Jahr Ausgezeichneten die Grenzen des Materials bis ins Extrem ausloten.

Exzellenz und Poesie

THOMAS BETZ

Der Danner-Preis wird seit 33 Jahren in dreiwöchigem Turnus vergeben und zählt zu den renommiertesten im Feld des Kunsthandwerks. Das hieß 1920, als die kinderlose Witwe Therese Danner in München die Stiftung gründete, noch »Kunstgewerbe«, und die angezielte Förderung stand in der damals lebendigen Tradition des Aufbruchs in die Moderne, als seit Arts and Crafts und im Jugendstil die künstlerische Reform des Lebens gefeiert wurde und neue Blüten und Verbindungen zwischen Handwerken und Künsten hervorbrachte. Schönes Handwerk, das doch im Zeitalter industrieller Produktion schon an den Rand gedrängt wurde. Die Ausstellung passt also gut in die Villa Stuck, wurde hier doch immer wieder Kunsthandwerk höchsten Niveaus präsentiert, zuletzt Hans Christianesen, ein internationaler Gesamtkunstwerker des Jugendstils. Und auch dem zeitgenössischen Schmuck eröffnen sich im Museum regelmäßig aufregende Präsentationsformate.

Von höchstem Niveau ist diese Schau, und das beginnt mit der Ausstellungsgestaltung. Im zweiten Stock, sind, konventionell in Vitrinen oder auf Sockeln platziert, Arbeiten der 36 Kunsthandwerkerinnen und Kunsthandwerker zu sehen, die von der Jury aus den 200 eingereichten Bewerbungen ausgewählt wurden. Die Anordnung, feine Positionierung und Ausleuchtung bringen die Schönheit der Werkstücke optimal vor Augen: Zart atmende Porzellanobjekte und -gefäße (Gerhard Lutz, Petra Bittl) und aus Leinen genähte, zu Vasenformen gefaltete Skulpturen (Geli Haberbosch). In wunderschönen Farben spielende handgeblasene, geschliffene, poliert und mattierte Rundformen aus Glas (Frank Meurer). Ein wie mit Magie aufgeladener Wasserhahn aus Messing von Stefan Schütz. Diverse Sitz- und Ruhemöbel mit eigenem Reiz (Felix Rassman, Gerhard Passens, Gunther Pfeffer), speziell die »Ruhe-Stulp« genannten Säcke aus Textilbeton von Carsten Lewerentz. Ein Fest für Augen und Sinne, und man verzichtet mit einem Berühren-verboten-Gefühl im Hinterkopf schmerzlich auf die vielen und vielfältigsten taktilen Sensationen, die hier versammelt sind.

»Staubgefäße« aus Papier, Asche, Papierstaub und Erde zeigt Susanne Holzinger, die auch in der »angewandt«-Ausstellung im Bayerischen Kunstgewerbeverein vertreten ist (siehe Seite 30). Einige aus deren Künstlerliste waren schon einmal bei Danner präsent. »angewandt«-Kurator Gisbert Stach sowie Barbara Schrobener mit ihrem glühenden Halsschmuck aus Kupfer zählen in der Stuckvilla zu den vier heuer mit dem Ehrenpreis Ausgezeichneten.

Diese Besten der Besten finden sich ein Stockwerk tiefer, in jeweils einem Kabinett für die einzelne Person und Position, begleitet von Videoproduktionen, die die Objekte in Bewegung bringen. Gisbert Stach zeigt, dass seine Schnitzel ihren Platz am Körper finden, denn es handelt sich um Broschen. Sie sind wie die Flächen von Österreich, Europa, Deutschland, Bayern und der Stadt München geformt. Paniert sind sie mit Bernsteinmehl, so wie auch das Fleisch aus zermahlenem Bernstein, vermischt mit Silikon, besteht – wie Fake-Filets unter täuschender Panade.

So viel Schönes und Außergewöhnliches hat man nun schon gesehen, dann trifft man

im Dämmer auf eine schwarze, verbeulte, fragmentierte Schale. Zweifel an der Wahl des Preisträgers freilich kommen hier nicht auf. Das Ausgangsmaterial von Hiawatha Seiffert sind industrielle Maschinenketten aus Stahl. Wenn man sich daran erinnert, dass man einmal beim Schmieden zugeschaut hat, bleibt einem die Spucke weg, wie hier mit Kettengliedern geschweißt, geschmiedet und das harte Metall weiter getrieben worden sein muss. Eine mythische Metamorphose – und trotz der groben Elemente eine meisterliche Amalgamierung ähnlich den Schichten des Damaszenerstahls, eine Technik, die der gelernte Metallbauer Seiffert an der Hochschule in Hildesheim erlernte. In Wien und Konstanz befasste er sich auch mit Keramik und Glas. Schon 2008 erhielt er, noch als Student, den Preis des Bayerischen Kunstgewerbevereins und den Bayerischen Staatspreis.

Auszeichnungen, speziell der Danner-Preis, bringen Sichtbarkeit, auch durch Publikationen, und finanzieren das Überleben solcher freischaffender Künstler – genauer: eine Zeitspanne, um »frei« zu sein für neue Inspirationen und Ideen«, wie Seiffert sagt. Seine »Objektschalen« speichern Kraft und Zeit und strahlen sie konzentriert wieder aus: im »Spiel mit den Materialgrenzen, dem Verdichten des Stahls (Ketten / Sichtbarkeit / Blatterschichten) und dem Spiel mit den entstehenden Rissen und Durchbrüchen beim Schmiedevorgang (Licht- und Schattenwirkung)«, erläutert Seiffert. Aus dem Fundstück eines abgenutzten Industriegebrauchsgegenstands erschafft er eine organische, wuchtig bis filigran strukturierte und ornamentierte Gestalt. Die Oberfläche ist gewachst. Die Schale leuchtet im Raum, auch wenn kein Obst hineingelegt wird, sie leuchtet schwarz.

Und noch etwas schlägt einen im Halbdunkel in Bann. Christoph Leuner ist Schreiner, und er nutzt sein erlerntes Handwerk als Mittel zur Kunst. »Hohl-Körper« hat er seine zylinderförmigen Gebilde aus amerikanischem Nussbaumholz genannt. Und das sind sie auch, freilich aus extrem dünnen, perfekt gebogenen Vollholzbrettern zusammengesetzt. Mit ebenso leichten aufgesetzten Quadern auf dem runden Deckel, die man herauschieben kann – sodass Zylinder und Quader als große und kleine Gefäße, etwa Trockenvasen, nutzbar werden oder sich als skulpturale Elemente variieren und komponieren lassen. Damit, notiert Juror Gottfried Knapp, kommen sie »jenem Ideal der Verbindung von Kunst und Handwerk, dem sich die Danner-Stiftung verschrieben hat, auf kreative Weise besonders nahe«. So weiß man nicht, was man mehr bewundern soll: die sprechende Schönheit der Holzstruktur, die Harmonie der Formen oder die handwerkliche Meisterschaft. ||

DANNER-PREIS 2017

Museum Villa Stuck | Prinzregentenstr. 60
bis 7. Januar | Di-So 11-18 Uhr, erster Freitag im Monat 18-22 Uhr | freier Eintritt
Kuratorenführungen: 8. Nov., 13. Dez.
17 Uhr | Der Katalog (200 S., 110 farb. Abb.) kostet im Museum 39,90 Euro
weitere Termine: www.villastuck.de



Christoph Leuner:
Hohl-Körper-Gruppe,
9.1« und »# 9.2« | 2016
Amerikanischer Nussbaum,
Gratverbindungen, wassergebogen:
L 33 cm, B 33-44 cm, H 60-65 cm

Anzeige



ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Galapagos mit Granat und Brillanten



Mo, 6.11. bis Mi, 8.11.

LYRIK | SCHAMROCK FESTIVAL DER DICHTERINNEN

Internationales Künstlerhaus Villa Concordia Concordiastr. 28, 96049 Bamberg | Infos und Programm: www.villa-concordia.de

Die Lyrikerin Augusta Laar und der Musiker Kalle Laar kuratieren seit einigen Jahren das SCHAMROCK Festival der Dichterinnen in München. Drei Tage lang findet erstmals eine Schamrock-Ausgabe in Bamberg statt. Gastgeberin ist die Dichterin Nora Gomringer, ihres Zeichens Direktorin der Villa Concordia. Lyrikerinnen aus Deutschland, Island, Norwegen, Österreich, der Schweiz und Slowenien sind zu Lesungen, Performances, Podiumsgesprächen und Buchpräsentationen geladen. Mit Lydia Daher, Anja Golob, Ricarda Kiel, Swantje Lichtenstein, Ulrike Almut Sandig und vielen mehr. Special Guest: Abbie Conant

Di, 7.11.

LESUNG | DIETLIND PEDARNIG UND GERD HOLZHEIMER: »HEIT GIBT'S A REHRAGOUT«

Monacensia im Hildebrandhaus / Forum Atelier 19.00 | Maria-Theresia-Str. 23 | Eintritt frei, Anmeldung: lesung@allitera.de

Schweinshaxn mit Knödel, Radi und Radlermaß, Weißwurst mit Brezn, Bocksbeutel, Leberkäs, Dampfndel oder Auszogne – die bayerische Küche hat Genüsse zu bieten, die meist fleischlastig, deftig und fett sind, gerne auch verführerisch süß. Manche Gerichte haben Kultstatus, die Dreieinigkeits »Biergarten, Bier und Bayern« wird bis ans Ende der Welt kopiert. Mit Texten von Karl Valentin bis Thomas Mann unternehmen Dietlind Pedarnig und Gerd Holzheimer einen kulinarisch-literarischen Streifzug durch Speiseszenarien aus allen Regionen Bayerns. Musik: Traudi Siferlinger und Willi Abele

Mi, 8.11. bis Do, 18.1.

AUSSTELLUNG IMAGINARIUM CHILENSIS III

Instituto Cervantes | Mo–Do 10.00–18.00 Alfons-Goppel-Straße 7 | Eintritt frei

Wo hört Landschaft auf und wo beginnt das Territorium? Die spanischen Fotografen Jean Solar, Carmen Valle, Elisa Rivera und Yessica Gaete nähern sich mit unterschiedlichen Techniken und Interessen dem Phänomen Landschaft, in dem Natur und Kultur zu abstrakten Strukturen gerinnen – oder sich verdichten? Die Ausstellung stellt die Begriffe »Territorium« als politische oder wirtschaftliche Fläche und »Landschaft« als ästhetische Aneignung in Frage.

Do, 9.11.

MUSIK | MARTINA EISENREICH QUINTETT

Kulturzentrum Trudering | 19.30 | Wasserburger Landstr. 32 | Reservierung: 089 42018 911 www.kulturzentrum-trudering.de

Tango, Balkanrhythmen, französische Musette, Filmmusik: Die Erdingerin Martina Eisenreich hat keine Berührungängste. Mit ihrem Quintett spielt sie alles, was ihr und ihren Kollegen Spaß macht. Die charismatische Bandleaderin und vielfach ausgezeichnete Geigerin wurde bereits als 15-Jährige an der Hochschule für Musik und Theater München aufgenommen und studierte dort klassische und Theater-Komposition. Seit 2009 ist sie Dozentin für Filmmusik und Sounddesign an der Münchner Hochschule für Fernsehen und Film.

Fr, 10.11.

VORTRAG »MÜNCHEN SCHILLERTE«

Galerie Klaus Lea | 19.00 | Theresienstr. 19 Eintritt frei, Anmeldung: klaus.lea@arcor.de

Das Jahr 1968 war in vieler Hinsicht bedeutsam: politisch, künstlerisch, gesellschaftlich. 2018 jährt es sich zum fünfzigsten Mal. Zwei 68er – der Galerist Klaus Lea und der Autor Jürgen Claus – nehmen das Revolte-Jubiläum schon jetzt zum Anlass für den Bild- und Filmvortrag »München

schillerte. Die Stadt in Aufbruch und Dialog«. Künstler wie der Maler Matta und Autoren wie Peter Weiß reagierten auf den Vietnamkrieg, August Everding feuerte den jungen Regisseur Peter Stein, Vlado Kristl forderte in Sekundenfilmen die Anarchie, Gunter Sachs initiierte ein Museum für Gegenwartskunst. München war definitiv aus dem Dornröschenschlaf erwacht. Lange her!

Fr, 10.11.

MUSIK | TASCHENPHILHARMONIE: HÖRAKADEMIE II. WAGNERS SIEGFRIED-IDYLL

Künstlerhaus, Festsaal | 19.30 | Lenbachplatz 8 Tickets: Volkshochschule München, Tel. 089/4 80 06-6239 | Restkarten an der Abendkasse

Wagners einziges Kammermusikwerk ist ein Geburtstagsständchen für seine Frau Cosima, uraufgeführt auf den Treppenstufen der Villa Wahnfried. Die Komposition bedient sich der Themen aus dem »Siegfried«, dessen Held auch Namensgeber für Wagners und Cosimas Sohn war. Ob dieses Werk nun eine originäre Liebeserklärung in Tönen oder ein Remake war, erläutert Peter Stangel, Dirigent der Taschenphilharmonie. Er erklärt »bei laufendem Orchester« Formen, Motive, Interpretation und Geschichte der Komposition. Hört man sie dann noch einmal komplett, hört man anders.

Di, 14.11.

LESUNG | DAVID CONSTANTINE: »WIE ES IST UND WAR«

Buchhandlung Lehmkühl | 20.00 | Leopoldstr. 45 Reservierung: www.lehmkuehl.net

Auf solche Ideen muss man erstmal kommen: Der Körper einer Frau, seit Jahrzehnten im Eis konserviert, bricht aus der Vergangenheit in die schon fünfzig Jahre währende Ehe der Mercers ein und bringt sie ins Wanken. Dem erfolgreichen Investmentberater Mr. Silverman kommt seine Seele abhanden, was aber niemanden stört. Lou findet Zugang zu der verblüffenden Schönheit der Natur, jenseits der ausgetretenen Pfade einer gewöhnlichen Liebesbeziehung. Mit seinen Short Stories beweist David Constantine sich als Erzählkünstler, dessen Figuren lange nachhallen. Heute liest der Autor auf Englisch, Dirk van Gunsteren aus der deutschen Übersetzung. Moderation: Knut Cordsen

Sa, 18.11.

MUSIK | IN SILENCE

St. Lukas am Mariannenplatz | 20.00 | Tickets: www.muenchenticket.de | www.sanktlukas.de

»In Silence« heißt das Chor- und Orchesterkonzert, das Tobias Frank für den Totenmonat November einstudiert hat. Auch wenn die Stimmen und die Instrumente kraftvoll durch den Raum schwingen, ist der berührendste Moment der, wenn der Nachhall verklingt. John Rutters »Requiem«, »Evening Hymn« von William Harris und der Mittelsatz aus der 3. Sinfonie des Polen Henryk M. Górecki stehen auf dem Programm. Die englische Sopranistin Helen Neeves aus London konnte als Solistin gewonnen werden.

bis Sa, 18.11.

AUSSTELLUNG »DIE SUPPENKÜCHE«

Galerie Handwerk | Di, Mi, Fr 10.00–18.00 Do 10.00–20.00, Sa 10.00–13.00 Max-Joseph-Str. 4 | donnerstags Führung um 18.00 | www.hwk-muenchen.de/galerie

Die Herbstausstellung der Galerie Handwerk widmet sich der Suppe und dem Werkzeug, das für ihre Zubereitung und zu ihrem Verspeisen nötig ist: Töpfe, Terrinen, Suppenteller, Schüsseln, Schöpfkellen, Löffel, Gewürzbehälter, Schürzen, Tischdecken und Servietten. Fast jedes Exponat ist ein von Hand gemachtes Einzelstück. Die Vielfalt an Objekten aus Keramik, Holz, Glas, Metall, Textil und Papier verwandelt die Galerie in eine große Suppenküche. Im Handsatz gedruckte Texte und Illustrationen ergänzen die Ausstellung.

Sa, 18.11. und So, 19.11.

THEATERPERFORMANCE HYSTERISCHES GLOBUSGEFÜHL: »CHAOSGERÄUSCHE«

PATHOS München | 20.00 | Dachauer Str. 110D Tickets: 0152 05435609 www.pathosmuenchen.de

Allein schon der Name dieser Berliner Company verführt zum Hingehen, und dass es im Team einen Schreicoach gibt, klingt durchaus plausibel. »Chaosgeräusche« ist ein Happening über die Möglichkeit des autonomen Lebens. Hysterisches Globusgefühl lädt das Publikum in einen Raum ein, in dem alles außerhalb egal wird. Musikimprovisationen, Choreografien, Bierpool-Orgien, eigene Texte sowie sinn- und ziellose Zerstörung fügen sich zu einer kuriosen, endlosen Sinfonie über Autonomie, Gesellschaft, Rausch und politische Gegenwart.

Mi, 22.11.

MUSIK | VERHÖRT? HENRIK AJAX & MICHAEL ZWENZNER

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1b | Tickets: Abendkasse

Die Münchner Gesellschaft für neue Musik stellt in ihrem Gesprächskonzert den schwedischen Komponisten Henrik Ajax vor. Kaori Kashimoto (Klavier), Brigitte Helbig (Klavier), Oliver Klenk (Klarinette) und Katerina Giannitsioti (Cello) spielen seine Werke »Nexus«, »Nebelgesänge« und ein »Trio in drei Sätzen«. Michael Zwenzner spricht mit ihm über seinen kompositorischen Ansatz und fragt nach der Idee »tönend bewegter Formen«.

Sa, 25.11.

LESUNG KARIN KALISA: »SUNGS LADEN«

Galerie Artoxin | 20.00 | Kirchenstr. 23 | Eintritt frei

Karin Kalisa beschreibt mit liebevoller Ironie, wie sich ein Berliner Bezirk in kurzer Zeit verwandelt, als wäre eine Fee mit einer großen Tüte Glitzerstaub darübergefliegen. Und alles nur, weil ein Schulamtsleiter dem Direktor einer multikulturellen Schule vorweihnachtliche Maßnahmen zur »weltoffenen Woche« verordnet. Mit der Folge, dass die Berliner sich gegenseitig kaum mehr wiedererkennen. Der Münchner Schauspieler und Performer Peter Pruchniewitz liest aus einem der schönsten Bücher der letzten Jahre.

Fr, 24.11. bis Di, 16.1.

AUSSTELLUNG NEUE STANDARDS. ZEHN THESEN ZUM WOHNEN

Halle 6 | Eröffnung: 24.11., 19.00 | So und Fr, 16.00 – 20.00 | Sa und So 14.00 – 18.00 | geschlossen am 24.12. und 28.-31.12. | Dachauer Str. 112D | Eintritt frei | **Symposium FIGHT CLUB** am 25.11., 11.00, **Mucca**, Schwere-Reiter-Str. 2 | www.bda-bund.de

Hauptsache, der Brandschutz wird befriedigt? Zehn Architekten fordern einen Perspektivenwechsel: nämlich die Chance auf mehr Qualität gegenüber der vermeintlichen Sicherheit technischer Normen. Wie städtisches Leben in Zukunft aussehen kann, welche Anforderungen an Raumstrukturen gestellt werden müssen und welche Wohnformen einerseits essentielle Bedürfnisse bedienen und dennoch reich an Atmosphäre sind, wird in dieser Ausstellung zum Thema.

So, 26.11.

FILM SERGEJ PROKOFEJEW: »DER SPIELER«

Gasteig, Carl-Amery-Saal | 18.00 | Rosenheimer Str. 5 | Tickets: 089 / 48006-6220 | www.mvhs.de/offene-akademie

Fundiert und kurzweilig stellt der Journalist (und MF-Autor) Klaus Kalchschmid russische Opernfilme vor. Auf dem Programm steht heute Sergej Prokofjews Jugendwerk »Der Spieler« nach Dostojewskis gleichnamigem Roman über Gier und Angst, Hoffnung und Besessenheit. Prokofjews radikaler Bruch mit der traditionellen

Form der russischen Oper machte es dem Werk nicht leicht. Von der Entstehung bis zur Uraufführung dauerte es 14 Jahre. Nach der Einführung ist die gefeierte Inszenierung von Dmitri Tcherniakov an der Staatsoper Berlin 2008 zu sehen. Musikalische Leitung: Daniel Barenboim. Mit Kristine Opolais, Misha Didyk, Stefania Toczyska, Stephan Rügamer und Viktor Rud.

Do, 30.11.

MUSIK | EIGENKLANG: ELECTRONIC MUSIC UNPLUGGED

Einstein Kultur | 20.00 | Einsteinstr. 42 | Tickets: Abendkasse | www.einstein-kultur.de

In Zeiten zunehmender Virtualisierung gehen drei Musiker einen anderen Weg: Klänge werden zwar elektronisch kontrolliert, aber was schwingt, sind Luftsäulen, Saiten, Felle und Holzstäbe. Damit wird die natürliche Verbindung zwischen Ton und Klangquelle sichtbar. Jedes mechanisch-akustische Instrument ist gleichzeitig eine einzigartige Klangskulptur. Peter Wiessenthaner konfrontiert seine »elektronische mikrotonale sich selbst steuernde und selbst spielende Bassflöte« mit Karl F. Gerbers und Christoph Reiserers Saxofon, Violinautomat, Gitarrenroboter, Kontrabass, Drumroboter. Und irgendwie kommunizieren auch die Maschinen miteinander.

Do, 30.11.

MUSIK | MARC SCHMOLLINGS »TICHO« & KATHRIN PECHLOF TRIO

Schlossberghalle | 20.00 | Vogelanger 2, 82319 Starnberg | Tickets: www.muenchenticket.de www.all-that-jazz-starnberg.de

Zwei junge Jazzensembles aus Berlin sind heute zu Gast bei »All that Jazz@Starnberg«: Marc Schmollings Trio »Ticho« mit dem Trompeter Tom Arthurs und der Stimmkünstlerin Almut Kühne zündet ein Feuerwerk der leisen Töne. Und die Harfenistin Kathrin Pechlof – seltenes Instrument in der Jazzlandschaft – spielt mit dem Saxofonisten Christian Weidner und dem Kontrabassisten und WDR-Jazzpreisträger Robert Landfermann eine Musik, die schwerelos jedes engelhaft Klischee ad absurdum führt.

bis Fr, 3.12.

AUSSTELLUNG VIA LEWANDOWSKY: »MURMELN IM SEKTOR NULL«

Schaffhof - Europäisches Künstlerhaus Oberbayern | Di-Sa 14.00 – 19.00, So und Feiertage 10.00 – 19.00 | Am Schaffhof 1, 85354 Freising www.schaffhof-kuenstlerhaus.de | 26.11., 15.00: Komplizen im Spiel: Lesung und Künstlergespräch mit Durs Grünbein und Via Lewandowsky

Via Lewandowsky verwandelt das Tonnengewölbe in eine verlassene Arche, die nur Menschen und keine Tiere transportiert hat: »Der Truppentransporter ist leer. Die Menschen sind weg. Hinterlassen haben sie etwas, das man als akustische Spuren strapaziösen Ausharrens bezeichnen kann. Gerade aber an einem Ort, wo Tiere vorgemacht haben, wie man sich in Geduld übt, wird der konstruierte Modellfall zur kontemplativen Betrachtung des Wartens. Denn auf unseren Reisen ins Innere der Leere sind wir den kosmischen Dimensionen am nächsten.«

Fr, 8.12.

SZENISCHE LESUNG SALON MAYER: BARBARA YELIN

Stadtbibliothek Am Gasteig | 19.00 | Rosenheimer Str. 5 | Eintritt frei

Wichtige literarische Stimmen, neue Werke, Ideen und Haltungen, Diskussionen mit dem Publikum und jede Menge Widerspenstiges findet Platz im Salon Mayer: Gewidmet ist die Reihe dem Schriftsteller Carl Amery, 1922 geboren als Christian Mayer, der ein scharfzüngiger Essayist, kämpferischer Intellektueller, brillanter Erzähler und von 1967 bis 1971 der »realutopistische« Direktor der Münchner Stadtbibliothek war. Heute stellt die Comic-Autorin Barbara Yelin im Gespräch mit Julia Rabinowich und Klaus Blanc ihre Graphic Novels »Irmina« und »Der Sommer ihres Lebens« vor, die auf sehr unterschiedliche Weise den Aufbruch junger Frauen in ein eigenes Leben schildern.